

KORRESPONDENZ

1308

BERICHTE
MEINUNGEN
DOKUMENTE



25. Mai 2011

KULTURPOLITISCHE



Recherche des Leutnants

KS

Georg Aesch 1992



Herausgeber: Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon (02 28) 2 89 33 12-3, Fax (02 28) 2 89 33 14, E-mail: georgaesch@arcor.de · Chefredakteur: Georg Aesch · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Belegexemplare erbeten · Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe leihweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet · Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn · Herstellung: Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin, Telefon (030) 745 20 47, Fax (030) 745 30 66, Internet: www.westkreuz.de

INHALT

Franz Heinz

Als der Mensch nicht als Mitmensch galt

Handreichung „Flucht und Vertreibung“ in Nordrhein-Westfalen 3

Georg Aesch

Dem Redakteur ist nichts zu schwer

Mittel- und südosteuropäische Medientage 5

Roswitha Wisniewski

Heimatverbundener Kosmopolit

Klaus Weigelt zum 70. 8

Ulrich Schmidt

Wo man die Luft sehen konnte

Ausstellung zur Industriearchitektur in Oberschlesien 10

Markus Bauer

Von der Selbstbespiegelung zur Selbstreflexion

Deutsch-tschechisches Brünner Symposium 12

Arkadiusz Luba

Zu sehr besorgt?

Nachbar Polen plant weiter den Atomeinstieg 14

Sinn- und andere Fragen

Gesprächskreis „Flucht, Vertreibung, Neuanfang“ 16

Nicht jedem Anfang wohnt ein Zauber inne

Ausstellung zu Görlitz 17

Heinrich Lange

Königsberger aus Berufung

Der Architekt Igor Schelepow 18

Bücher und Medien

Schott (Hg.): Väter, Mütter, Weggefährten (*Klaus Hildebrandt*) 19

Balogh: Studien zur deutschen Literatur Südosteuropas (*Ingeborg Szöllösi*) 20

Jahrbuch Polen 2011 / Kultur 21

Literatur und Kunst

Heimat, eine Frage

Ausstellungen in Ellingen und Ulm 22

Hans Gärtner

Artistische und historische Transparenz

Böhmisches Kunsthandwerk im Glasmuseum Waldkraiburg 23

Helmut Scheunchen

Bach auf estnisch, deutsch und russisch

Wettbewerb Johann Sebastian Bach im estnischen Rakvere 26

Norbert Matern

Steter Tropfen formt den Stein

Auch Goethe schätzte den Karlsbader Sprudelstein 28

Dieter Göllner

Besessen, vor allem von sich selbst

Beat Presser zeigt Klaus Kinski in Münster 29

KK-Notizbuch

31

Gert Fabritius: Recherche des Leerstuhls

Bild aus der Ausstellung: siehe Seite 22

Als der Mensch nicht als Mitmensch galt

Diese furchtbar fremde und furchtbar nahe Vergangenheit soll auch in NRW Schülern von heute nahegebracht werden – für heute und morgen

Vor kurzem erschienen, ist die von der Landeszentrale für politische Bildung Nordrhein-Westfalen herausgegebene Handreichung „Flucht und Vertreibung“ in die Hände der Lehrer und Erzieher gelangt, an denen es nun weitgehend liegt, davon im Unterricht Gebrauch zu machen und das Thema ins Bewußtsein der Schülerinnen und Schüler zu bringen. Als Autoren sind Dr. phil. Thorsten Altena, Dortmund, PD Dr. Winfrid Halder, Düsseldorf, Dr. phil. Stephan Kaiser, Ratingen, und Dr. phil. Wolfgang Maron, Wadersloh, angeführt. Für die Redaktion zeichnen Dr. Katja Schlenker und Reinhild Schmülling.

In ihrer Vorbemerkung sprechen die Autoren von einem Wagnis, das bei der Behandlung von Flucht und Vertreibung 65 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges eingegangen werden muß. Für die meisten Menschen in Deutschland ist das alles heute kaum mehr als eine ferne Erinnerung, das

erlebte Grauen und der erlittene Heimatverlust sind „bloß Geschichte“ und damit aus dem Blickfeld der Nachkriegsgenerationen weit weg gerückt. Zu Unrecht, wie die Autoren feststellen. Die Folgen von Flucht und Vertreibung und der damit verbundenen Integration von Millionen Menschen sind ein wesentlicher Teil der Geschichte unseres heutigen Staates und „daher zum Verständnis von dessen Entwicklung unverzichtbar“. Doch bestehe das „Wagnis“ der Handreichung, so die Autoren, nicht in der fehlenden gesellschaftlichen Grundlage, sondern in der bei aller Sorgfalt der Erarbeitung notwendigen Knappheit der Abhandlung des ebenso schwierigen wie umfassenden Themas.

Die Gesamtheit der Ereignisse im letzten Kriegsjahr und in den ersten Jahren danach erfordert, um sowohl im Ausmaß wie in den Auswirkungen erkennbar aufgearbeitet zu werden, das Herausstellen regionaler Un-



In der Kunst ist auch dornige Wirrnis schön, aber nur in der Kunst: Radierung von Gert Fabritius

Bild: s. S. 23

terschiede und immer wieder die beispielhafte Darstellung von Einzelschicksalen. Vertreibung und Deportation sind hier ebenso auseinanderzuhalten wie Flucht und Aus-siedlung, auch wenn Ursachen und Beweggründe dieselben sein mögen. Gerade weil es sich in allen Fällen um Unrecht in diktatorischen Systemen handelt, sind die unterschiedlichen Formen äußerster Diskriminierung lediglich als situationsbedingt zu werten. Im politischen und wirtschaftlichen Kalkül des ausführenden Machtapparates ist der Mensch nicht als Mitmensch vorgesehen. Das heute in Deutschland Schülern sichtbar zu machen erfordert mehr als historische Randbemerkungen. Es bleibt zu hoffen, daß möglichst viele Lehrkräfte in unseren Schulen über die „Handreichung“ hinaus, vor allem in der Darstellung von Einzelaspekten, die reich vorhandene und leicht zugängliche Literatur zu nutzen wissen. Erste Hinweise dazu stehen am Ende der „Handreichung“ auf fünf Heftseiten.

Herausgebern und Autoren der Handreichung geht es nicht vordergründig um die im Zusammenhang mit den deutschen Ostvertriebenen allzu häufig heraufbeschworenen gegenseitigen Schuldzuweisungen. Die Fragestellung ist nicht allein im Rückblick zu bewältigen, sie haftet der Welt und ihrer Gegenwart an. Im „Jahrhundert der Flüchtlinge“, wie das europäische 20. Jahrhundert bezeichnet wird, haben allein in der ersten Hälfte 60 bis 80 Millionen Menschen ihre Heimat verloren. In den Jahrzehnten danach schloß sich eine westlich orientierte Migration an, die heute keineswegs als abgeschlossen bezeichnet werden kann und sich mitnichten auf Europa beschränkt. Auf allen Kontinenten fanden und finden ethnische Säuberungen und mit ihnen verbundene Flüchtlingsbewegungen statt, und weltweit kündigen sich Migrationsvorgänge an, die in ihrem Ausmaß noch nicht überschaubar sind. Als kennzeichnend für die Ereignisse im 20. Jahrhundert und in der Gegenwart vermerkt die Handreichung Dimension und Rücksichtslosigkeit, mit der Vertreibungen

durchgeführt werden, aber auch die Bemühungen zur Integration der Betroffenen in ein nicht selten anders geartetes Umfeld. Dabei finden regional bedingte und kulturhistorische Konzepte Anwendung, die von der Verfasserin, vom Staatswillen geprägt sind oder sich schlichtweg aus einer zwingenden Sachlage ergeben. Im Zentrum dieser Ermittlungen über Flucht und Vertreibung steht nicht die Vergangenheitsbewältigung, sondern eher der Blick auf mögliche Herausforderungen, die sowohl national wie global zu registrieren und zu bewältigen sein werden.

Im großen Zusammenhang auf das Schicksal der deutschen Flüchtlinge und Heimatvertriebenen hinzuweisen mag zunächst wie eine Verkürzung der eigentlichen Problematik erscheinen, jedoch kann die Darstellung von Erfahrungswerten, von Ursachen, Rechtfertigungen, Unrecht, politischem Handeln und integrativen Maßnahmen durchaus Orientierungshilfe zur Bewältigung ähnlich gelagerter Fragen leisten. Selbst die Beschränkung der Handreichung auf Nordrhein-Westfalen, also auf den unmittelbaren Lebensraum, verengt die Fragestellung keineswegs. So global das Phänomen auch sein mag, am Ende der Ereigniskette befindet sich immer eine konkrete Landschaft, in der die Integration zu bewältigen ist. Diese geschieht, wie wir wissen, nicht folgenlos – sie verändert das Land, sie kann bereichern und verdrängen, gettoisieren und Weltoffenheit bringen. Die Eingliederung von Millionen deutscher Heimatvertriebener in West- und Mitteldeutschland haben die alten, bis dahin weitgehend in ihrem Eigenleben belassenen Landschaften bis in den Kern verändert. Nicht anders verhält es sich mit der massiven Zuwanderung aus anderen Kulturkreisen, die sich nicht nur mit Minaretten in der abendländischen Stadtsilhouette äußert, sondern in sämtlichen gesellschaftlichen und nachbarschaftlichen Bereichen. Auch wenn solche Überlagerungen historisch nicht singular sind, müssen sie jeweils aufs neue und unter anderen Vorzeichen bewältigt werden. Die alten Rezepte eignen sich dafür nur be-

dingt und entheben uns nicht der Aufgabe, das Gegenwärtige in seinen Ursachen und seiner Verhältnismäßigkeit zu erkennen, Zusammenhänge zu begreifen und Entwicklungen wahrzunehmen.

Es ist nicht so, daß Deutschland in dieser Sache vor sich hindämmern würde. Die Herausgabe der vorliegenden Handreichung „Flucht und Vertreibung“ ist ja nicht eine einzelne Maßnahme dafür zuständiger Stellen. Sie ergänzt, mit dem Blick auf den Schulunterricht, sinnfällig ein Bündel vor allem medialer Informationen über die Anwendung von Gewalt sowie zahlreiche gesellschaftliche Aktivitäten gegen die Verletzung der Menschenrechte. Dokumentationen, Spielfilme, Analysen, Tagungen und die Verlagsproduktion gehen verstärkt auf das Thema ein. Die Überlegungen und Diskussionen zum Zentrum gegen Vertreibungen in Berlin sind in denselben Zusammenhang zu stellen und sollten nicht länger von inzwischen unhistorisch gewordenen nationalen Empfindlichkeiten mitbestimmt werden. Die Fakten an sich ertragen keine Retusche, und im gemeinsamen Europa, sollte man meinen, kann die Wahrheit ohne Schleier auskommen. Sie ist längst nicht mehr ein Instrument zur

Einlösung verjährter Schuldscheine, sondern ein Mittel zur grenzübergreifenden humanen Orientierung. Das befähigt zu einem qualitativ neuen Umgang mit den Verletzungen von Menschenrechten, wo immer sie auftreten und von wem immer sie begangen werden. Staaten und internationalen Organisationen fällt heute nicht mehr ausschließlich die Rolle kritischer Beobachter zu, sie sind zum Handeln aufgefordert und in bestimmten Fällen zur Einmischung in die sogenannten inneren Angelegenheiten verpflichtet.

Nicht zuletzt in diesem Sinne ist die vorliegende Handreichung „Flucht und Vertreibung“ eine zeitgemäße und notwendige Maßnahme zur gesellschaftlichen Einbindung der jungen Generation in die ebenso alte wie andauernde Problematik des Humanen. Denn „wie das Vergessenkönnen wohl eine Gnade ist, so gehört doch das Gedächtnis, das Wiederholen empfangener Lehren, zum verantwortlichen Leben“. Dieser 1943 von Dietrich Bonhoeffer geäußerte existentielle Grundgedanke wird der Handreichung vorangestellt. Er sollte nicht überlesen werden.

Franz Heinz (KK)

Dem Redakteur ist nichts zu schwer

Nur das Kreuz mit der materiellen Knappheit und dem Überfluß an Material: Mittel- und südosteuropäische Medientage

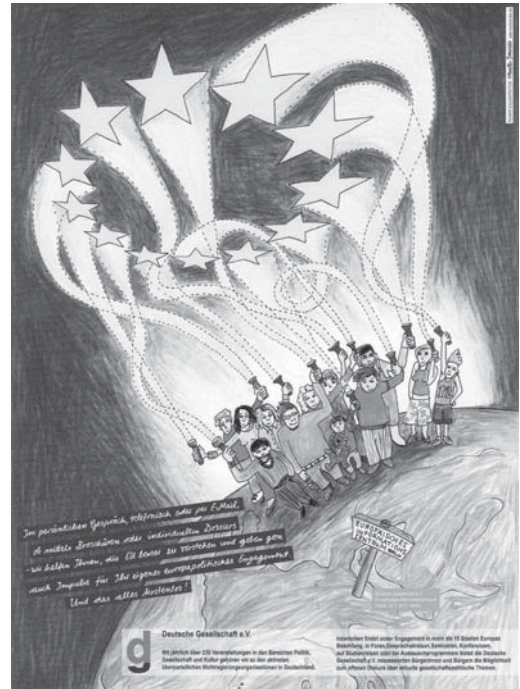
Daß die deutsche Gesellschaft sich eine Deutsche Gesellschaft e.V. leistet, ist nicht Gemeingut, und doch hat sich dieser Verein zur Förderung politischer, kultureller und sozialer Beziehungen in Europa schon dergestalt um die europäische Bürgergesellschaft verdient gemacht, daß er 2008 Nationalpreisträger wurde. Ob er nun deutsche Wandergesellen als Handwerksbotschafter bei Renovierungsarbeiten im siebenbürgischen Hermannstadt betreut

oder deutsch-polnische Gesangs- und Klaviertage ausrichtet, ob er Günter de Bruyn und Martin Walser als Preisträger auf den Schild hebt oder zu einem Expertenforum „Innere Einheit“ lädt, es sind allemal klug erdachte, Klugheit fordernde und fördernde Initiativen. Die Veranstaltungen finden naturgemäß in einem blinden Winkel der medienbefeuerten Eventkultur statt, aber ein Schmollwinkel ist das mitnichten, die Leute, die hier zusammengebracht werden, wissen,

weshalb sie zusammenkommen, und haben sich etwas zu sagen – oder gar zu singen oder eben zu hämmern.

Ausgerechnet den Journalisten und Medienfachleuten, die Anfang Mai mit Förderung des Auswärtigen Amtes und der Springer Stiftung zu den Mittel- und südosteuropäischen Medientagen eingeladen waren, versagten allerdings hin und wieder die Worte vor dem komplizierten, aber alle verbindenden Anliegen, die von ihnen vertretenen deutschsprachigen Medien im In- und Ausland auf – ja, worauf denn überhaupt zu bringen? Auf das kleinste gemeinsame Vielfache, den größten gemeinsamen Teiler? Um Gemeinsamkeit ging es allemal, allerdings wurde alsbald klar, daß mit mathematischen Algorithmen nichts auszurichten ist, wenn es um deutschsprachige Presse zwischen Bukarest und Bonn, dem Baltikum und Basel geht.

Bei derlei Vielfalt bleibt als Gemeinsamkeit schließlich nur die deutsche Sprache, und selbst diese und ihre Pflege durch das geschriebene Wort ist von Landschaft zu Landschaft anders gelagert: Hannelore Baier und Ruxandra Stanescu in Bukarest/Hermannstadt bedienen ein alterndes Publikum von überkommener kulturbürgerlicher Bildung und versuchen zugleich, junge Leute mit der Zweitsprache Deutsch an ihre Zeitungen zu binden. Till Scholtz-Knobloch muß mit seinem „Wochenblatt“ in Schlesien auch unkonventionelle Wege gehen und zweisprachig fahren, um Leser zu erreichen, die das Blatt mittragen. Alfred Theisen in Görlitz muß weit ins polnische Schlesien hinein publizistisch agieren, will er gewerbliche Anzeigenkunden für seine illustrierte „Schlesien heute“ akquirieren – die deutsche Lausitz ist da bekanntermaßen wenig ergiebig. Johann Schuth in Budapest wiederum kann sich auf die Minderheitenförderung der ungarischen Regierung einstweilen schlecht und recht verlassen, nur muß er schärfstens auf die Augenhöhe seiner Zielgruppe achten und deshalb die Berufung seiner „Neuen Zeitung“ als geistige Werkstatt der Ungarndeutschen



Sterne viele, Taler weniger: Europäisches Informationszentrum der Deutschen Gesellschaft e.V. Bild: D. G. e.V.

oft hinter eher „volkstümlicher“ Berichterstattung zurückstellen. Martin Dzingel von der Prager „Landeszeitung“ hat ähnliche Probleme, sein Kollege Marcus Hundt von der „Prager Zeitung“ jedoch nicht, genauso wenig wie Jan Mainka von der „Budapester Zeitung“ und der „Budapest Times“: Sie müssen „nur“ auf dem freien Markt zurechtkommen – und können ein deftig, ja mitunter heftig Lied davon singen.

Und das wären erst die Bedingungen, dabei sind wir noch gar nicht beim Thema, denn das sind die Themen. Davon hat die „Wende“ uns allen überall einen kaum zu erfassenden, geschweige denn zu fassenden, zu begreifenden Überfluß beschert. Ihn versuchen etwa Sonja Volkmann-Schluck von der Agentur „n-ost“ und Björn Akstinat von der Internationalen Medienhilfe zu „bewirtschaften“. Aber Journalismus leidet im Angesicht des Überangebots vielleicht noch herber als

unter Kargheit; es leidet zumal seine Qualität, die – steht zu hoffen – von allen angestrebte Gediegenheit. Es wird vielmehr drauflosgeschrieben, -gedreht, -collagiert, -publiziert, kooperiert und kolportiert, daß die Wände wackeln, und zwar die der Wirklichkeit, die ja nun nicht mehr sauber durch Mauer und Stacheldraht in Gut und Böse geschieden ist, sondern aus einer Vielzahl mehr oder minder krummer Gänge, Kammern und Spiegelkammern mit Türen, vor allem aber Hintertüren besteht, in denen man sich heillos verlaufen und verrennen kann. Zimmer mit Aussicht sind selten.

Hinzu kommt das Übermedium Internet, das einerseits als technisches Hilfsmittel bei Planung und Recherche niemand mehr missen möchte, das aber mit der Üppigkeit und Beschleunigung des Informationsmaterials die Gefahr einer Verwässerung hin zur Beliebigkeit birgt. Die „Schaffung von Öffentlichkeit“, wie Karl-Peter Schwarz von der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ das finale Hauptanliegen des Journalismus definierte, ist diesem aus der Hand genommen, Öffentlichkeit ist heute im besten Fall vielstimmig, vielspurig, vielfarbig, aber nicht unbedingt diskursfähig oder auch nur diskurswillig.

Dieser Wille muß hergestellt werden, und daß dies möglich ist, zeigen schon die kontinuierlich steigenden Auflagenzahlen der Qualitätszeitungen, wie Thomas Urban von der „Süddeutschen Zeitung“ bemerkte. Damit im Zusammenhang steht merkwürdigerweise auch der gleichzeitige Auflagengewinn der Lokalpresse. Diese Steigerungen sind nämlich ebenso wie der Rückgang der Regionalpresse nach Urban Folgen der Online-Entwicklung. Den Medien mit regionaler Relevanz und Ausstrahlung macht das Internet die Klientel streitig, doch das Interesse an intimer Unmittelbarkeit einerseits und an gediegener Analyse und Interpretation jenseits der blanken Fakten andererseits lebt, ja lebt auf.

Damit einher geht eine, so Karl-Peter Schwarz, „Feuilletonisierung“ aller Bericht-

erstattung von der Politik bis zum Sport und um so mehr des publizistischen Gedenkens an die Geschichte – etwa der Deutschen und ihrer Kultur in Osteuropa. Feuilletonistische Aufbereitung verleitet natürlich zu unverbindlicher Textproduktion, vorbei an den Scharten und Schrunden der Problematik, bietet jedoch auch die Chance gemessenen und angemessenen Wägens, Erwägens und Differenzierens. Dies sind nun zwar nicht die allerersten und allerschwersten Sorgen der Kollegen aus Budapest oder Prag, auch nicht aus Görlitz oder Bonn, doch just an den Differenzen kann sich journalistische Scharfsicht und Sorgfalt beweisen.

Ob nun Thomas Urban in der deutsch-polnischen Geschichts- und Gedenkdiskussion eine nachgerade kuriose Liaison zwischen dem linken Diskurs hüben und dem rechten drüben und viceversa feststellt oder Hannelore Baier aus Hermannstadt für Siebenbürgen, aber nicht nur, konstatiert, daß in derlei Kulturlandschaften Eigen- und Fremdbild der Minderheit wirklichkeitsfremd verzerrt werden – allemal geht es um Differenzen und Divergenzen, die spannend zu nennen das mindeste ist.

Sie leserfreundlich aufs Tapet zu bringen und auszuleuchten ist nicht das vordringliche Tagesgeschäft der hier vertretenen, eher in Nischen arbeitenden Medien, auch ist solches von den meist chronisch unterbesetzten und überlasteten Redaktionen nicht zu leisten. Und doch muß alles angestrebt werden, damit einiges gelingt, sogar – vielleicht auf dem Weg der Zweisprachigkeit – eine Aufklärung der zumeist wenig informierten oder gar über lange Zeit ideologisch desinformierten Mehrheitsnation.

Die Mühen der Ebene sind nicht minder mühsam als jene unter dem Alb von Zensur und Diktatur. Beklagen sollte man es natürlich nicht, daß deren Druck verpufft ist, und doch ist damit auch ein Stück Interesse weggebrochen, das seinerzeit den Medien entgegengebracht wurde – in der Erwartung und im Vertrauen darauf, daß man daraus

mehr erfahren würde, als die politisch gegängelte Öffentlichkeit preiszugeben bereit war, und sei es nur zwischen den Zeilen. Jemem augenzwinkernden Einvernehmen, das nur gegen und nicht für etwas funktioniert, mag man nostalgisch nachsinnen, auseinanderzusetzen hat man sich aber mit Meinungsfreiheit und Mediendiversität, mögen

einem deren schillernde, wuchernde Auswüchse noch so wenig behagen. Immer noch hilft dagegen nichts als das nicht nur gut gemeinte, sondern auch gut gesagte Wort. So werden auch die Teilnehmer dieser Medientage sich bei – hoffentlich – weiteren Gelegenheiten stets viel zu sagen haben.
Georg Aescht (KK)

Heimatverbundener Kosmopolit

Klaus Weigelt zum 70.

Am 14. Mai 2011 beging Klaus Weigelt, der Präsident der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, seinen 70. Geburtstag. Er wurde 1941 in Königsberg als Sohn eines schlesischen Vaters und einer ostpreußischen Mutter geboren und wuchs in Hamburg auf, wo er nach der Vertreibungskatastrophe eine zweite erlebte, die Flutkatastrophe 1962, bei der er als Soldat im Rettungseinsatz helfen konnte.

Seine theologischen, pädagogischen, wirtschaftlichen und soziologischen Studien führten ihn nach Tübingen und Freiburg und dann als Stipendiat zur Konrad-Adenauer-Stiftung in St. Augustin. Ihr blieb der Diplom-Volkswirt sein gesamtes Berufsleben hindurch verbunden, zunächst als Seminarleiter, dann als Studien- und schließlich als Akademieleiter in Schloß Eichholz bei Wesseling. Von dort führte sein Weg über Caracas/Venezuela, als Landesbeauftragter, nach Brüssel als Leiter des Europabüros der Adenauer-Stiftung. Anschließend wurden ihm die Zuständigkeit für den Internationalen Bereich Europa, Japan und USA sowie die Leitung des Vorstands- und Kommunikationsbereichs der Adenauer-Stiftung übertragen. Von 2002 bis 2006 wirkte er dann als Außenstellenleiter in Budapest/Ungarn. Den Ruhestand, der allerdings mit Ruhe wenig zu tun hat, verlebt er in Regensburg.

Bei allem kosmopolitischen Elan, den eine solche Karriere voraussetzt, ist Klaus Weigelt seiner Heimat Ostpreußen eng verbunden, obwohl er sie als kleiner Junge verlassen mußte und nicht kennenlernen konnte. So wie es bei Immanuel Kant fast unbegreiflich ist, daß er nie aus seiner Heimat Ostpreußen und speziell aus Königsberg herausgekommen ist und doch als Weltweiser gelten muß, so steht sein Landsmann und Bewunderer Klaus Weigelt als Zeuge dafür, daß man es genau umgekehrt machen kann, daß man in der ganzen Welt zu Hause und dennoch vielfältig und ertragreich tätig sein kann und dabei auch die Heimat nicht vergessen muß. Als Vorsitzender der Stiftung Königsberg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Vorsitzender der Stadtgemeinschaft Königsberg, Mitglied der Ostpreußischen Landesvertretung, Mitglied des Vereins Freunde und Förderer des Ostpreußischen Landesmuseums und des Vereins der Freunde und Förderer des Museums Stadt Königsberg steht Klaus Weigelt in ständigem Kontakt zu Ostpreußen und besucht das Land immer wieder. Seine besondere Zuneigung gilt dem Werk Ernst Wiecherts, was sich in so manchem literarhistorischen Beitrag äußert, so in „Der Dichter und die Zeit. Verantwortete Zeitgenossenschaft. Ernst Wiechert“.

Aber Klaus Weigelts Blick ist keineswegs auf



Bild: Stadtgemeinschaft Königsberg

Ostpreußen eingeengt. In seiner Zeit als Leiter der Politischen Akademie der Adenauer-Stiftung in Eichholz (1981–1992) verstand er es, weite Kreise für die umfassende Problematik „Heimat und Nation“ und die Vertriebenenschicksale zu interessieren. Bruno Heck, Erwin K. Scheuch, Michael Stürmer und vor allem Jörg Bernhard Bilke sowie eine Reihe von Bundestagsabgeordneten, an ihrer Spitze Herbert Hupka, wurden von ihm zur Zusammenarbeit herangezogen. Tagungen wurden durchgeführt, Sammelbände von ihm herausgegeben, darunter „Flucht und Vertreibung in der Nachkriegsliteratur“ (Forschungsbericht 51/1986) – bis heute ein immer wieder nachgefragtes „Standardwerk“.

Seit dem 8. November 2010 hat Klaus Weigelt das Amt des Präsidenten der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR inne, und ein Rundschreiben vom 23. März 2011 zeigt, daß er mit Engagement und einflussreichen Initiativen an der Arbeit ist. Als langjähriges Kuratoriumsmitglied ist er mit den Problemen der um die ostdeutsche Kultur bemühten Institutionen bestens vertraut

und legt besonderen Wert auf die Umsetzung dessen, was die Bundesregierung in ihrem Bericht vom 23. Dezember 2009 zur Sprache bringt. In einem Grundsatzartikel in der „Kulturpolitischen Korrespondenz“ 1304 vom 25. Januar 2011 hat Klaus Weigelt das auf den Punkt gebracht: „Nach dem massiven Rückschlag im Jahre 2000 wird nun ... das ‚visionäre Kernanliegen‘ des § 96 BVFG erkannt und der ‚Brückenschlag zwischen nationaler kultureller Identität und europäischem Bewußtsein‘ zum Grundanliegen erklärt. Dem ‚vielschichtigen Kulturerbe‘ der Deutschen im östlichen Europa wird nunmehr eine ‚Schlüsselrolle‘ zuerkannt.“

Dieses Grundanliegen bewußt zu machen und es in konkreter Aktion wirksam werden zu lassen, ist der Präsident in seiner jugendlichen Tüchtigkeit bestrebt. Dazu wünschen ihm Vorstand, Kuratorium und Beirat der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR vollen Erfolg und gratulieren ihm zu seinem Geburtstag in der Verbundenheit dieses Anliegens.

Roswitha Wisniewski (KK)

Erich Pawlu

Der Studiendirektor i. R. und Publizist Erich Pawlu ist von Bundespräsident Christian Wulff mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet worden. Überreicht wurde der Orden von Bayerns Justizministerin Dr. Beate Merk im Rokokosaal der Augsburger Residenz. Erich Pawlu, 1934 in Frankstadt an der mährischen Grenzbahn geboren, hat sich in vielfältiger Weise für das Kulturleben vor allem in der Region Dillingen an der Donau engagiert. Mit 22 000 Einzelveröffentlichungen in der „Augsburger Allgemeinen“ und in den großen überregionalen Zeitungen wie „Süddeutsche Zeitung“, „Die Welt“ und „Neue Zürcher Zeitung“ sowie mit mehr als 20 eigenen Büchern hat er sich als Erzähler, Satiriker und Rezensent einen Namen gemacht. (KK)

Wo man die Luft sehen konnte

Eine Architekturausstellung im Ruhrgebiet zeigt das postindustrielle Kulturerbe der Schwesterregion Oberschlesien

Hier Ruhrgebiet – da Oberschlesien. Oder umgekehrt? Bis zum Fall des Eisernen Vorhangs war jedenfalls nur wenigen geläufig, daß Oberschlesien als Industriegebiet, als Motor für die Entwicklung einer Gegend genauso wichtig war wie das Ruhrgebiet. Und natürlich fand die Entwicklung nahezu zeitgleich statt – bis 1918 auch in einem Land.

Nach 1918 blieb das Ruhrgebiet Teil Preußens, während Oberschlesien geteilt wurde. Beuthen/Bytom, Gleiwitz/Gliwice und Hindenburg/Zabrze z. B. gehörten weiterhin zu Preußen, Kattowitz/Katowice, Königshütte/Chorzów und Tarnowitz/Tarnowskie Góry zu Polen. Nach 1945 war das geteilte Oberschlesien wieder vereint, freilich unter weniger guten Voraussetzungen als das ebenfalls zerstörte Ruhrgebiet.

Und während in Westdeutschland die Schlöte wieder rauchten und man den Wiederaufbau sehen konnte, erfuhr man aus den nun

weit weg liegenden Gebieten so gut wie nichts mehr.

Das änderte sich ab 1989. Wer wollte, konnte nun seine alte Heimat besuchen und wurde mit einer Realität konfrontiert, die einen brutal aus seinen Träumen und Erinnerungen reißen konnte. Wieder zeigte sich eine Gemeinsamkeit: Der Niedergang eines einst so mächtigen Industriereviers – hier wie dort – war zu konstatieren, aber nicht nur das. Hier wie dort gab und gibt es Bemühungen, an markanten Punkten das einstige Industrierevier museal zu bewahren.

Der Landschaftsverband Westfalen-Lippe hatte gegen Ende der 1960er Jahre erkannt, daß man den Niedergang des Ruhrgebiets zwar nicht werde aufhalten können, aber in sogenannten Industriemuseen dokumentieren sollte, was war. Das erste Museum dieser Art ist die Zeche Zollern. Seit dem letzten November ist dort eine Fotoausstellung über das Industriegebiet Oberschlesien zu



Kathedrale des Eisens: Heinitzgrube, aufgenommen von Thomas Voßbeck
Bild aus der Ausstellung

sehen: „Struktur und Architektur Das post-industrielle Kulturerbe Oberschlesiens“ mit Fotografien von Thomas Voßbeck. Gezeigt werden sowohl Bauwerke, deren Zerfall nicht mehr aufzuhalten ist, als auch gelungene Beispiele der Rettung.

In den Jahren 2004 und 2005 durchstreiften die Berliner Fotografen Anke Illing und Thomas Voßbeck Oberschlesien auf der Suche nach Zeugnissen der Industriearchitektur. Daraus entwickelte sich das Ausstellungsprojekt. Der Germanist und Übersetzer Dawid Smolorz, 1971 in Hindenburg/Zabrze geboren, begleitete die beiden auf ihren Expeditionen. Sein Beitrag zu diesem Katalog beginnt nachdenklich: „Nie hätte ich gedacht, dass Oberschlesien zu meinen Lebzeiten aufhören würde, ein Land der Zechen und Hütten, der Kokereien und rauchenden Schloten zu sein.“ Das kommt uns im Westen bekannt vor. Mit der Kohle ist 2018 Schluß im Ruhrgebiet, und so mit einer Industrie, die die Gegend geprägt hat.

In großformatigen Fotos, die viel Ruhe ausstrahlen, zeigt Thomas Voßbeck Kathedralen der Industrie aus allen Bereichen, die ein solches Revier ausmachen: Chemie, Bergbau, Kokerei, Kraftwerk, Hütte. Eingerahmt werden diese Kapitel von den Transportwegen, dem Kanal und natürlich der Bahn. Der Gleiwitzer Kanal/Kanal Gliwicki wurde zwischen 1934 und 1939 als Ersatz für den für den Gütertransport zu klein gewordenen Klodnitzkanal/Kanal Klodnicki gebaut. Er verbindet das Industriegebiet mit der Oder. Die Abwesenheit von Menschen auf diesen Fotos verdeutlicht einmal mehr die Dimension, in der damals Architektur gedacht wurde. Ob Kassenhalle oder Waschkaue, Turbinenhalle oder Lampensaal – die schiere Größe beeindruckt. Ging es doch den Architekten darum, in der imperialen Geste die Beherrschung der Natur zu dokumentieren. Die Kehrseite dieser Geste beschreibt Krzysztof Karwat in seiner Erinnerung an 1986: „Auf unsere Köpfe, genauso wie auf die Köpfe vieler Generationen von Oberschlesiern, fiel immer noch saurer Regen,

und die Luft hatte bei uns eine außergewöhnliche Eigenschaft: Man konnte sie sehen.“ Dazu fällt einem die Diskussion um den blauen Himmel über der Ruhr ein.

Dawid Smolorz' Enttäuschung wird dadurch gemildert, daß auch in Oberschlesien ein Strukturwandel eingesetzt hat, der einige der Industriebauten neuer Nutzung zugeführt hat, kulturell wie für Handel und Gewerbe. Auch das kennt man im Ruhrgebiet.

Ein gesondertes Kapitel widmet sich dem Architektenbüro der Cousins Emil und Georg Zillmann. Geboren in Meseritz/Miedzyszec, eröffneten sie nach ihrem Studium ein Architekturbüro in Berlin, fanden jedoch ihre größten Auftraggeber in Oberschlesien in der Gesellschaft Georg von Giesche's Erben. Neben einer kompletten Schachanlage entstanden z.B. die Siedlungen Gieschewald und Nickischschacht für die Angestellten und Arbeiter der Grube.

Die Zeche Zollern hat aus ihren eigenen Beständen eine Kollektion von Ansichtskarten des Fotografen Max Steckel beige-steuert. Steckel, 1870 in Frankfurt/Oder geboren, hat sein fotografisches Lebenswerk dem ober-schlesischen Revier gewidmet. Seine wichtigste Publikation trägt den Titel „Schwarze Diamanten“ und enthält eine Fotoserie über den Bergbau in Oberschlesien. Er fotografierte nicht nur den Bergbau und das Alltagsgeschehen in Oberschlesien, sondern machte sich auch als Natur- und Tierfotograf einen Namen. Auf Zeche Zollern sind Ansichtskarten zu sehen, die er gern und reichlich produzierte.

Dazu hat der Klangkünstler Richard Ortmann „vor Ort“ Geräusche aufgezeichnet, die bald nicht mehr zu hören sein werden, weil der Strukturwandel sie schluckt, und deshalb schon jetzt nostalgisch nachhallen.

Der wunderbare, umfangreiche Katalog von 200 Seiten kostet inklusive beigelegter CD 19,80 Euro.

Ulrich Schmidt (KK)

Von der Selbstbespiegelung zur Selbstreflexion

Das ist ein beschwerlicher Weg, von dem auch das
20. Deutsch-tschechische Brünner Symposium handelte

Beim inzwischen 20. Deutsch-tschechischen Brünner Symposium – Dialog in der Mitte Europas, federführend organisiert von der Ackermann-Gemeinde und der Bernard Bolzano Gesellschaft, ging es um die Frage, was europäische Gesellschaften zusammenführt und zusammenhält. Deutlich wurde, daß besonders die gemeinsamen Werte und die gemeinsame Geschichte – freilich mit bisweilen unterschiedlichen Rollen und Erlebnissen – solche verbindende Elemente sein können.

Weit über 200 Teilnehmer verfolgten im Theater Reduta die Vorträge und Diskussionen. Immer wieder zur Sprache kam die deutsch-tschechische Erklärung von 1997. Dieser widmete sich in seinem Einführungsreferat auch der Dichter und Botschafter a. D. Jiri Grusa. Er würdigte diese als „Ende einer langen Rivalität“ und zeichnete die deutsch-tschechischen/böhmischen Beziehungen vor allem seit dem 19. Jahrhundert nach. „Der tschechische Revanchismus war ohne Pardon und Parallelen“, beschrieb Grusa die Zeit am Ende und nach dem Zweiten Weltkrieg, in der die Vertreibung der Deutschen stattfand, was für viele Tschechen jedoch zu einem Trauma wurde.

Die Wende 1989 hat für die Tschechen laut Grusa nur fürs erste ein Umdenken und ein Ende der antideutschen Haltung gebracht. Nach einigen Jahren seien die lange tabuisierten Themen wieder in den Vordergrund gerückt. „Tschechien mußte über die eigenen Negative nachdenken“, verdeutlichte der frühere Botschafter. Das betraf auch das Thema Vertreibung der Deutschen. „Wir müssen Selbstreflexion machen, unsere eigene Schuld beschreiben“, empfahl der Referent, was auf deutscher wie auf tschechischer Seite mit der Erklärung von 1997 geschehen ist. „Das war und ist eine gemein-

same Perspektive, aus Gegensätzen wurde ein Einklang geboren“, faßte Grusa zusammen.

Dennoch gab es vor und auch nach dieser Erklärung immer wieder verpaßte Chancen sowie Tabus im deutsch-tschechischen Dialog. Diese nannten der Historiker Dr. Miroslav Kunstat auf tschechischer und Dr. Peter Becher auf deutscher Seite. Folgende verpaßte Gelegenheiten zur Verbesserung des Verhältnisses führte Kunstat an: die nicht ausdiskutierte Debatte über Vaclav Havels Impuls (Rede in München) 1989/90, die Nichtbeteiligung der Tschechoslowakei an den Vorbereitungsverhandlungen zum Zweipus-vier-Vertrag, die lange Absenz der ehemaligen DDR bzw. neuen Bundesländer in den Parametern der tschechischen Wahrnehmung, die lange Ausarbeitung des deutsch-tschechischen Vertrages von 1992, der nach der Aufspaltung in die Tschechische und die Slowakische Republik nicht so richtig mit Leben gefüllt werden konnte. Auch wenn nach der Erklärung von 1997 nicht alle Aspekte auch nur zufriedenstellend gelöst sind, sieht Kunstat die Erklärung als „Basis für Optimismus“. Peter Becher wies auf „anhaltende Empfindlichkeiten und Ressentiments“ hin: die Verletzungen der Tschechen durch die NS-Okkupation und die Vertreibung der Sudetendeutschen. Als Defizit auf deutscher Seite nannte er das Fehlen einer Geste sowie die fehlende selbstkritische Auseinandersetzung mit der NS-Zeit bei den Sudetendeutschen. Zwar habe inzwischen der Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe, Bernd Posselt MdEP, die Mitschuld der Sudetendeutschen eingestanden, dies sei aber, so Becher, erst viele Jahre nach Havels Entschuldigung geschehen.

Zum Thema „Bayern – Rückgrat einer lebendigen deutsch-tschechischen Nachbar-



Die Vorsitzenden der beiden das Symposium organisierenden Verbände: MdEP Martin Kastler, Senatsvizepräsident Dr. Petr Pithart, und Botschafter a. D. Jiri Grusa

Bild: der Autor

schaft?“ referierte Markus Sackmann MdL, Staatssekretär im Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen. Er machte deutlich, daß Ministerpräsident Seehofer mit seinem Besuch in Tschechien ein „neues Kapitel und neue Wege“ im Verhältnis zwischen Tschechien und Bayern bzw. Deutschland aufgetan habe. Als „echten Meinungs austausch“ würdigte der Staatssekretär die Gespräche. Ebenso wichtig ist für den Landespolitiker aber der Dialog der Bürger über die Grenzen hinweg. „Menschen sind Brückenbauer“, führte Sackmann aus und dankte der Ackermann-Gemeinde für den seit Jahrzehnten geübten deutsch-tschechischen Dialog. Dieser müsse aber, so der Staatssekretär, die Identität und Kultur des jeweils anderen respektieren.

Das Thema „Ängste der Tschechen vor einem starken Deutschland“ behandelte die Publizistin Dr. Alena Wagnerová. „Wir müssen keine Angst vor einem demokratischen Deutschland haben“, brachte es Wagnerová auf den Punkt. Sie ging auch auf das Bild der Sudetendeutschen in der Zwischenkriegszeit ein, wo es auch „Tschechoslowaken deutscher Nationalität“ – Gegner Hitlers und Henleins – gegeben habe. Für notwendig hält es die Publizistin, die Überreste des Denkens aus dem Kalten Krieg zu überwinden.

Der Frage „Was hält Europas Mitte zusammen?“ ging Ferdinand Trauttmannsdorff, Österreichs Botschafter in Prag, nach. Er nannte den Kultur-, Verkehrs- und Wirtschaftsraum, die Freizügigkeit der Arbeitnehmer, die Sprachkenntnisse und die Auseinandersetzung mit den unmittelbaren Nachbarn als Gegenpol zur Globalisierung. Die deutsch-tschechische Erklärung sah er als „haltbare Basis für Versöhnung und Nachbarschaft. Die EU und ihre Institutionen bilden den Rahmen. Aber es kommt auf die Öffnung des Herzens von allen an, die mit uns in einer gemeinsamen Region leben“, faßte Trauttmannsdorff zusammen.

Die bis heute nicht gelösten Probleme zwischen Slowaken und Ungarn thematisierte Dr. Rudolf Chmel, der Vizepremier der Slowakei für Menschenrechte und Minderheiten. Er schloß daraus, daß auch Mitteleuropa nicht funktioniere. Auf die Bedeutung der Automobilindustrie und der Energiewirtschaft für Mitteleuropa machte der Philosoph Dr. Martin Muránsky aufmerksam, auf den Wert von Literatur, Kultur und Geschichte der Literaturtheoretiker und -historiker Prof. Dr. Jiri Travnicek. Den paneuropäischen Gedanken brachte Rainhard Kloucek, der Generalsekretär der Paneuropabewegung Österreich, ein.

Konkret auf das Verhältnis von Deutschen und Tschechen bezogen das Tagungsthema Dr. Walter Rzepka, der Ehrenvorsitzende der Ackermann-Gemeinde, Monsignore Anton Otte, der langjährige Geistliche Beirat und Leiter des Prager Büros der Ackermann-Gemeinde, und der Politikwissenschaftler und frühere tschechische Minister Dr. Jaroslav Sabata. Rzepka sah die deutsch-tschechische Erklärung als juristisches Faktum, auf dem Gesten, Aktionen und Einrichtungen gründeten – mit verschiedenen Erfolgen und Wirkungen. „Die Entwicklung ist insgesamt positiv gelaufen, und die Geschichte ist nicht ausgeblendet“, faßte Rzepka zusammen. Er empfahl die weitere Erforschung der gemeinsamen Geschichte. „Im praktischen Zusammenleben müssen

wir weitermachen und Themen anpacken, die heute das Zusammenleben belasten können“, blickte er nach vorne. Anton Otte sieht auch bei den aktuellen Fragen und Problemen Lösungen nur im europäischen und grenzüberschreitenden Kontext. Auf ein geteiltes Echo stieß Jaroslav Sabata mit seiner Aussage von der „segensreichen Hegemonie“ Deutschlands in Europa – vor allem wirtschaftlich. Bezüglich des deutsch-tschechischen Verhältnisses sprach Sabata von einem zunächst angespannten, nun aber gelösten Verhältnis. „Heute steht die sudetendeutsche Frage nicht mehr im Vordergrund“, stellte er fest und schlug vor, den Sudetendeutschen Tag in naher Zukunft zum Beispiel in Brünn abzuhalten.

Die Frage, wie ein gemeinsames historisches Gedächtnis in Mitteleuropa aussehen könnte, stand zum Abschluß auf dem Programm. Der Input oblag Prof. Dr. Manfred Kittel, dem Gründungsdirektor der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung. Er nannte neben den Sudetendeutschen und Tschechen weitere europäische Völker und Volksgruppen, die

im 20. Jahrhundert das Schicksal der Vertreibung erlitten haben. „Unsere Ausstellung vergleicht die verschiedenen Vertreibungen und arbeitet die Ursachen heraus“, machte Kittel deutlich, betonte aber auch den Verlust oft langer kultureller Traditionen, durch den die europäische Kultur insgesamt ärmer geworden sei. „Für Europa gibt es nur einen europäischen Weg, und der heißt, Brücken zu bauen“, empfahl Kittel.

Dr. Michal Kopecek, Historiker am Institut für Zeitgeschichte in Prag, verwies darauf, daß in Tschechien das Erbe des Kommunismus und die Erinnerung daran auch heute noch eine Rolle spielen. Das Konzept des in Aussig angesiedelten Collegium Bohemicum stellte die Direktorin Blanka Muralová detailliert vor, der stellvertretende Vorsitzende des Karpatendeutschen Vereins der Slowakei, Dr. Ondrej Pöss, ging auf die seiner Minderheit gewidmete Abteilung im slowakischen Nationalmuseum ein. Wichtig erscheint ihm zum einen das Erfahren von Empathie, zum anderen aber auch der Mut zur Wahrheit. *Markus Bauer (KK)*

Zu sehr besorgt?

Nachbar Polen plant weiter den Atomeinstieg

„Scheinbar braucht der Mensch immer neue Natur – oder selbst fabrizierte Katastrophen, die ihn für ein paar Sekunden zum kritischen Denken verführen“, schreibt eine Leserin in der „Zeit“. Die Atomdebatte nahm nach dem GAU im japanischen Kernkraftwerk Fukushima auf der ganzen Welt enorm zu. Während die Bundesrepublik Deutschland einen Ausstieg aus der Kernenergie überlegt und zu planen sucht, will die Republik Polen ein neues Atomkraftwerk bauen.

Bis 2020 soll der Anteil erneuerbarer Energien am Energiemix in Polen 20 Prozent betragen. Aber in diesem von der EU vor-

gegebenen Tempo kann Polen den Umbau der Energieversorgung weg von fossilen hin zu erneuerbaren Energien kaum leisten. Die heimische Kohle ist billig, der Wechsel zu Wind- und Solarenergie dagegen teuer.

Deshalb will die polnische Regierung Energie auch mit Atomreaktoren erzeugen. Noch bis vor kurzem gab es hier keine öffentliche Diskussion darüber. Doch die oppositionelle Linkspartei SLD forderte neulich ein Referendum über den Bau von Atomkraftwerken. Wie Premierminister Donald Tusk jedoch erklärte, sei eine Volksabstimmung nicht nötig. „Ich habe den Eindruck, daß die polni-

sche Öffentlichkeit an möglichst preiswerter, möglichst sicherer und möglichst sauberer Energie interessiert ist“, so Tusk wörtlich. Man dürfe nicht in Panik geraten. Die eigentliche Ursache der Strahlungsgefahr in Japan sei nicht die Havarie eines Atomkraftwerks, sondern Erdbeben und Tsunami.

Vor dem Unglück von Fukushima waren 30 Prozent der Polen für den Bau eines Atomkraftwerkes. 32 Prozent waren ausdrücklich dagegen. Wie es heute aussieht, dazu gibt es keine aktuellen Daten. Die Befürworter der Kernenergie versuchen den GAU in Japan mit einer Naturkatastrophe zu erklären und dadurch von der eigentlichen Wahrheit abzulenken: die Atomkraftwerke waren nicht sicher, sind es nicht und werden es niemals sein, wie Ökologen und Umweltpolitiker unterstreichen. Hanna Trojanowska, die Regierungsbeauftragte für Atomenergie, spricht dennoch von Sicherheit. Wie sie in einem Interview für den Polnischen Rundfunk sagte, werde Polen ein AKW der dritten Generation bauen, nach neuesten Standards: „Strom wird in Polen vor allem durch Kohlekraftwerke erzeugt. Nur dank eines Atommeilers kann die Abhängigkeit von Kohle und die schädliche Emission von Kohlendioxid verringert werden. Außerdem wird die Atomenergie mit rationalen Kosten produ-

So urig wie empfindlich: Landschaft im Riesengebirge Bild: Archiv



ziert. Sie ist auch umweltfreundlich.“ Angesichts des Energiebedarfs und zum Zweck der Energiesicherheit in Polen sei es wichtig, die Energieversorgung zu diversifizieren. Man brauche die Atomkraft, meint Trojanowska.

Die Gegner der Atompolitik behaupten, Polen verfüge über entsprechende Ressourcen, um einen guten Energie-Mix zu entwickeln. Auch wenn das Land nicht unbedingt die besten Bedingungen für Solarenergie biete, gebe es andere Möglichkeiten, erneuerbare Energie zu erzeugen. Jacek Korski, stellvertretender Vorstandsvorsitzender des polnischen Kohlekonzerns Kompania Weglowa SA, meint dazu: „Der Nationale Fonds für Naturschutz unterstützt viele Initiativen für den Gewinn der Energie aus erneuerbaren Quellen. Damit meine ich vor allem Windkraftwerke und Biomasse. Solche positiven Beispiele nehmen in Polen zu. Sie reichen jedoch noch nicht aus, um von einer bedeutenden Energiebilanz sprechen zu können.“

Trotz aller Kritik bleibt die polnische Regierung bei ihrem Vorhaben. Der Berliner Senat appellierte an das Nachbarland, eine energiepolitische Wende herbeizuführen. „Kernkraft ist keine Lösung“, sagte Senatssprecher Richard Meng dem „Tagesspiegel“. Man könne nur hoffen, daß die atomare Katastrophe in Japan zum Umdenken führe, so Meng weiter. „Und das heißt: Aussteigen in Deutschland und nicht einsteigen in Polen.“ Auch Matthias Platzeck, der Ministerpräsident Brandenburgs, mahnte Polen nachdrücklich, die Atompläne zu stoppen. Doch der Regierungschef Tusk äußerte sich kritisch zu diesem Appell. Für ihn sei er unangebracht. „Ein Staat mit 17 Atomkraftwerken sollte nicht zu sehr um die polnischen Pläne zur Atomkraft besorgt sein“, so Tusk.

Bis Ende Juni sollen alle rechtlichen Bestimmungen für den AKW-Bau in Polen vorliegen. Bis Dezember 2013 soll über die Lage des Kernkraftwerkes entschieden werden.

Arkadiusz Luba (KK)

Sinn- und andere Fragen

Gesprächskreis „Flucht, Vertreibung, Neuanfang?“ im Münchner HDO

Zu einer Informationsveranstaltung über ein neues Programmangebot lud kürzlich das Haus des Deutschen Ostens in München ein. Im Gesprächskreis „Flucht, Vertreibung, Neuanfang?“, der ins Leben gerufen wird, sollen Hilfen für lebensbewältigende Maßnahmen diskutiert, traumatische Erlebnisse im kleinen Kreis aufgearbeitet und nach dem Sinn individuellen Schicksals in einer Gemeinschaft Betroffener und nicht Betroffener gefragt werden.

An der Sinnfrage entzündete sich auch die erste kontroverse Diskussion, die der Initiator und Referent Ulrich Sachweh, Sohn der oberschlesischen Künstlerin Gerda Sachweh, in den Raum stellte: „Flucht und Vertreibung, ein Neuanfang im kriegszerstörten, fremden Land, das zur neuen Heimat werden sollte – was macht das mit einem Menschen? Ist es persönliches Schicksal, das halt durchlitten werden mußte, oder läßt sich darin ein Sinn finden – und wenn ja, welcher und wie?“ Der Referent stellte seine Ausführungen unter das Nietzsche-Zitat. „Wenn man ein Wozu im Leben hat, erträgt man jedes Wie.“

Dr. Ortfried Kotzian, der Direktor des HDO, betonte bei seiner Begrüßung einer großen Runde von Interessenten den therapeutischen bzw. heilenden Ansatz, der in dieser neuen Form erprobt werden soll. Bei jedem schrecklichen Geschehen gebe es heute psychologische Betreuung für Opfer und Zeugen. Damals, 1945/46, stellte niemand Hilfen für traumatisierte Flüchtlinge, Vertriebene oder Deportierte zur Verfügung. Der Einzelne war in der Phase der seelischen Bewältigung des schrecklichen Erlebens mit sich selbst allein. Lediglich Kirchen und Hilfsorganisationen versuchten, die physische und psychische Not zu lindern.

Ulrich Sachweh, Designer und Psychotherapeut, meinte, es finde ein für die Betroffe-



Das schmuckste Kästchen kann schmerzliche Erinnerungen bergen: Sprudelstein-Intarsie
Bild: s. S. 28

nen schmerzlicher gesellschaftlicher Verdrängungsprozeß statt, mit dem die Vertriebenen zusätzlich fertigzuwerden hätten. Dabei gehe es individuell darum, zu analysieren, wie die eigene Situation angenommen wurde, welche „offenen Stellen“ verblieben sind oder ob die eigene Leistung jene Anerkennung erfahre, die ihr gebührt.

In der offenen und sehr spontan und emotional geführten Diskussion über den Wert eines solchen Gesprächskreises, die von Brigitte Steinert, der stellvertretenden Direktorin des HDO, moderiert wurde, betonten Teilnehmer: Das Thema kommt einfach zu spät. Die dauerhafte Unterdrückung des Wissens um das Elend der Eltern und Großeltern habe zu einem Schmelbrand geführt, der immer wieder aufflackert. Ulrich Sachweh betonte, für die Bewältigung eines eigenen Traumas komme ein Thema nie zu spät. Vielleicht ergibt sich mit größerem zeitlichen Abstand die Möglichkeit, das Thema „lockerer“ anzugehen, mit Leid, Schuld und Opferrolle sachlicher und vor allem „entideologisiert“ zu verfahren. Provokativ fragte eine Teilnehmerin, ob es überhaupt einen

„Sinn“ im Vertreibungsgeschehen gebe. Bestimmte Erfahrungen sind nicht kommunizierbar.

Generalisierend könne man natürlich behaupten, so Ulrich Sachweh, alles historische Geschehen um Krieg, Vernichtung, Vertreibung sei gezeichnet durch eine allgemeine Sinnlosigkeit. Aber um mit den Verletzungen besser umgehen zu können, die einem der Alltag schlägt, müssen doch einige Fragen gestellt werden: Was hat das Schicksal für meine Persönlichkeitsentwicklung be-

wirkt? Was kann ich davon Kindern und Enkeln weitergeben? Wie reagieren die Generationen auf meine eigene Trauerarbeit? Wie läßt sich meine Identität wiederfinden? Kann man Leiderfahrung konservieren?

Zwei Stunden wurden unter den Teilnehmern Meinungen ausgetauscht, bevor sich eine beachtliche Zahl von Besuchern der Informationsveranstaltung für eine Mitwirkung am neuen Programmangebot des HDO, dem Gesprächskreis „Flucht – Vertreibung – Neuanfang?“, entschied. (KK)

Nicht jedem Anfang wohnt ein Zauber inne

Hesse in Ehren, doch nicht nur in Görlitz hat man ganz anderes erlebt

Die Heimatstadt verlassen und an einem anderen Ort neu beginnen – dies ist eine Erfahrung, die in vielen Familien in Görlitz und Zgorzelec bis heute eine große Rolle spielt. Das Kommen und Gehen der Menschen, meist erzwungen, manchmal freiwillig, hat das Leben in der deutsch-polnischen Grenz- und Doppelstadt im 20. Jahrhundert geprägt. Auslöser waren Diktatur und Krieg, Flucht und Vertreibung sowie gesellschaftliche und wirtschaftliche Umbrüche, die bis in die Gegenwart wirken.

Das Schlesische Museum hat in Kooperation mit dem Muzeum Luzyckie in Zgorzelec erstmals eine Ausstellung erarbeitet, die sich den Lebenswegen der Menschen zwischen 1933 und heute widmet. Sie ist der Beitrag beider Museen zur 3. Sächsischen Landesausstellung, die zeitgleich in Görlitz beginnt. In der Ausstellung begegnet der Besucher zehn Lebensgeschichten. Ihre beeindruckende filmische Inszenierung, Erinnerungsstücke und Dokumentationen lassen ein lebendiges Bild von Görlitz, Zgorzelec und ihren Bewohnern entstehen.

Die Ausstellung greift auf das Jahr 1933 zurück, als mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten Verfolgung, Vertrei-

bung und Internierung begannen. Bis 1945 hat die Stadt ihre gesamte jüdische Bevölkerung verloren. Aus den von deutschen Truppen überfallenen und besetzten Ländern kamen Zehntausende Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter nach Görlitz. Ihre Arbeitskraft diente der deutschen Wirtschaft.

In der Notzeit nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte Görlitz einen dramatischen Wechsel seiner Bevölkerung. Die Stadt wurde durch eine neue deutsch-polnische Grenze zerschnitten, die Deutschen mußten ihre Häuser im Ostteil verlassen, und es entstand Zgorzelec mit einer polnischen, griechischen und mazedonischen Bevölkerung. In den westlichen Stadtteilen suchten Tausende deutsche Vertriebene Zuflucht. In den folgenden Jahren trieb die SED-Diktatur viele Menschen aus dem Land. Anderen boten neu entstehende Industrien eine Existenzgrundlage.

Seit der Wende 1989/90 ist die Entwicklung von Görlitz und Zgorzelec erneut durch starke Bewegungen geprägt. Beide Städte suchen nach Perspektiven für die Menschen.

Zur Ausstellung erscheint ein deutsch-polnischer Begleitband. (KK)

Königsberger aus Berufung

Der Architekt Igor Schelepow und sein „ostpreußisches“ Engagement

Der aus Sibirien gebürtige und seit 1972 in Kaliningrad lebende Architekt und Maler Igor Schelepow verwirklichte als Inhaber des Architekturbüros „Altstadt“ zahlreiche Projekte in und um Kaliningrad. Er war auch der Schöpfer des Holzmodells der zweisprachigen Kanttafel an der Südwestecke der neu gefaßten Terrassenmauer mit der Freitreppe zum Zentralplatz, dem früheren Schloßgelände, auf dem sich heute eine ausgedehnte Springbrunnenanlage und ein Geschäftscontainer-Viertel gegenüber dem Hotel Kaliningrad erstreckt.

Wo noch bis zur Sprengung des Westflügels des Schlosses im Winter 1967/68 unter Breschnew der Granitsockel des Kaiser-Wilhelm-Denkmal verblieben war, ließ Fritjof Berg, der ehemalige Vorsitzende der Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr), 1993 eine Nachbildung der bronzenen Kanttafel anbringen, die 1904 zum 100. Todestag Immanuel Kants an der westlichen Schloßmauer in der Kantstraße zum Gesekusplatz hin eingeweiht worden war. In einem Artikel unter dem Titel „Unsere Königsberger Gedenktafel“ wird 1904 angemerkt, daß sie in der Württembergischen Metallwarenfabrik Geislingen bei Stuttgart ausgeführt wurde, welche in der unweit des Schlosses gelegenen Junkerstraße ein Fabriklager (Ed. Kerschbaumer) besaß.

Die neue Tafel informiert auf den Seitenkanten in Gravurschrift: „Kanttafel. / Original frueher an der Westseite des Koenigsberger Schlosses. Seit 1945 verschollen / Zweisprachige Neugestaltung: / Das Modell schuf 1989 Igor Schelepow. Mit Spenden von frueheren Buergern der Stadt Koenigsberg (Pr) / 1993 hergestellt in der Bronzegiesserei Poppe und Sohn, Kiel“. Regierungsdirektor a. D. Berg, auf dessen Initiative Schelepows Modell in die Kieler

Leichtmetall- und Bronzegießerei transportiert worden war, schreibt, daß die Tafel am 23. September 1993 unter anderem durch den Bezirksbürgermeister Kaliningrad-Mitte, Juri Gedzenko, durch den Präsidenten der russischen Kant-Gesellschaft, Professor Leonard Kallinikow, und durch Schelepow, der auch stellvertretender Direktor des Deutsch-Russischen Hauses und Vorsitzender der russisch-deutschen Gesellschaft „Eintracht“ war, enthüllt wurde.

Wie früher ist die Kanttafel am geschwungenen Giebel mit Sternen und im Giebelfeld mit Strahlen der aufgehenden Sonne verziert. Unter der Girlande stehen nun die Worte des Philosophen aus der „Kritik der praktischen Vernunft“ (1788) sowohl in deutscher als auch in russischer Sprache: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“

Von Schelepow, der für sein Engagement – es war noch vor der Öffnung der Stadt 1991 – wegen Deutschfreundlichkeit angefeindet wurde, stammt auch ein Entwurf für den Wiederaufbau des Königsberger Schlosses von 2003. Auf dem Computer hat er mittels CAD-Programm ein farbiges dreidimensionales Modell mit Seitenansichten und aus der Vogelperspektive entworfen, bei dem er ein zur Hälfte gekapptes „Haus der Räte“ zu integrieren versuchte, ein mehr denn gewagtes Unterfangen.

Bisher ist es bei der neuen Kanttafel geblieben. Vielleicht geben die geplanten weiteren Ausgrabungen der Schloßfundamente und -keller einen Anstoß zu einem Wiederaufbau des Schlosses in noch historischen Formen.

Heinrich Lange (KK)

Bücher und Medien

Trost und Versöhnung auch ohne Theodizee

Christian-Erdmann Schott (Hg.): Väter, Mütter, Weggefährten. Lebensbilder. 60 Jahre (1950–2010) Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e. V. Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn, Würzburg 2010, 268 S., 16,90 Euro

Im Jahr 2010 wurde die Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e. V. sechzig Jahre alt. Ihr Vorsitzender seit 1993, Dr. Christian-Erdmann Schott, Pfarrer im Ruhestand, hatte dazu einen besonders guten Einfall. Aus dem „Schlesischen Gottesfreund“, dem „Kirchenblatt der evangelischen Heimatvertriebenen“, wählte er 134 Artikel aus, die hier von 1950 (erstes Heft) bis 2010 erschienen. Eine Würdigung Dr. Schotts, des Herausgebers, im „Schlesischen Gottesfreund“, Jg. 2009, stammt von Landespfarrer i. R. Dr. Hans-Ulrich Minke. Er ehrte hier Pfarrer Dr. Schott anlässlich der Verleihung des Schlesierschildes am 27. Juni 2009 beim Schlesiertreffen in Hannover.

Der Herausgeber faßte die Aufgenommenen, die fast alle in Schlesien geboren wurden, in drei Gruppen zusammen: „Die Herausgerissenen – die Jahrgänge 1870 bis 1910“, „Die Kriegsteilnehmer – die Jahrgänge 1910 bis 1929“ und „Die Kinder von 1945 – die Jahrgänge 1930 bis 1943“. Nach diesen drei Rubriken ist der Hauptteil des Buches geordnet. Es handelt sich um Würdigungen, Gratulationen und Nachrufe. Die gesammelten „Lebensbilder“ sind eine Art Lexikon mit den Namen vieler evangelischer Schlesier. Ein Register erleichtert das Suchen nach den erfaßten Personen. Ergänzende Angaben bei kurzen Beiträgen (z. B.

in Fußnoten) hätten die Konzeption des Buches beeinträchtigt und waren somit nicht möglich.

Das Kapitel IV des Buches trägt die Überschrift „Die Rückkehr der Vertriebenen: Abschied und Erinnerung“. Es ist gleichsam ein Nachwort des Herausgebers, das auch erkennen läßt, wie man seiner Meinung nach die publizierten Texte einordnen soll. Nicht die Trauer über den Verlust soll verstärkt werden, sondern der Wille zu Verzicht und Versöhnung.

Bei der Rückkehr der Vertriebenen geht es um die Wiederbegegnung mit der verlorenen Heimat. Von einer „Rückkehr“ im eigentlichen Sinne kann man ja nicht sprechen. Die Therapie der Vertriebenen besteht nach Meinung des Verfassers darin, „dass sie noch einmal die Begegnung mit ihrer Heimat suchen“ und dann beschließen, „das, was sie noch einmal gesehen und gefühlt haben, jetzt loszulassen und frei zu geben“. Es ist „eine Rückkehr mit den Zielen Abschied und Erinnerung“. Im Abschnitt „Abschied in Trauer und Würde“ steht der endgültige Abschied von der Heimat im Vordergrund. Christian-Erdmann Schott fragt sich, was in Menschen vorgegangen ist, die früher Zorn über das erlittene Unrecht empfanden und nun sogar Hilfe für Notleidende im früheren Ostdeutschland bringen, Deutschen und Polen. Viele, die Angst vor einer Wiederbegegnung mit dem Ort ihrer Kindheit gehabt haben, empfinden – so meint Christian-Erdmann Schott – „diese Wiederbegegnung als befreiende und erlösende Erfahrung“. Warum? Die „Wiederanknüpfung an einen fast abgerissenen Faden“ ist ein glücklicher „Zugang zu den eigenen Wurzeln“. Das ist sicherlich unbestritten, und viele Reisende nehmen Kinder und Enkel mit, um ihnen zu zeigen, wo die Wurzeln liegen.

Er äußert dann einen Gedanken, der nicht bei allen Leserinnen und Lesern Zustimmung finden dürfte. Für den Verfasser sind viele der in die alte Heimat Reisenden „Trauernde, die das Land ihrer Väter segnend in die Hände der jetzt dort lebenden Polen legen“.

Christian-Erdmann Schott nimmt zum Thema „Abschied“ die Perspektive eines Seelersorgers ein. Die meisten Flüchtlinge und Vertriebenen, die in die alte Heimat reisen, sehen vieles weit sachlicher.

Für Christian-Erdmann Schott ist der schmerzliche Verzicht nicht der Endpunkt, denn „ganz spurlos wollen die alten Schlesier dann doch nicht von der Bildfläche verschwinden“. Im Abschnitt „Sicherung der Erinnerung“ geht es um die „Herstellung und Sicherung der Erinnerung“, und zwar mit Duldung bzw. Zustimmung der neuen Besitzer des Landes. Der Verfasser zitiert aus einer Predigt von Pastor Martin Gregor am 1. September 2001 in Döberle, Kreis Oels, heute Dobra, anlässlich der Einweihung einer deutsch-polnischen Gedenktafel für die Toten aus der Zeit vor 1945/46 und aus einem Bericht von Maria Luft über die Einweihung eines großen Denkmals in Breslau, das an 120 untergegangene Friedhöfe aller Konfessionen in dieser Stadt erinnern soll, am 30. Oktober 2008. In beiden Fällen war die „Sicherung der Erinnerung“ nicht ohne Mitwirkung polnischer Behörden und Geistlicher der katholischen Kirche Polens möglich. Die Erinnerung an die deutsche Vergangenheit des Landes ist die Ausnahme, nicht die Regel, und so haben die Polen noch einiges nachzuholen. Zeichen des Verzichts und Versöhnungsgesten sind dabei nur dann wirklich hilfreich, wenn die Nachbarn sie erkennen und akzeptieren.

Das Buch ist aus vielen Gründen lesenswert. Dieses Werk trägt einen doppelten Charakter. Mit vielen Artikeln aus dem „Schlesischen Gottesfreund“ blickt es zurück auf evangelische Schlesier, die zwischen 1910 und 1943 geboren wurden, es weist aber auch in die Zukunft, denn hier können Andersdenkende

und vor allem Nichtbetroffene lernen, wie man eine unheilvolle Vergangenheit im Geiste der Versöhnung bewältigen kann. Es bleibt, so Christian-Erdmann Schott, der schmerzhaften Verlust, aber der Gedanke an Rache und Vergeltung hat keine Chance.

Offen ist allerdings, ob bzw. in welchem Maße die Nichtbetroffenen beides zur Kenntnis nehmen. So wird wohl die Wirkung auf diesen Personenkreis eher bescheiden sein. Leider dürfte auch die Hoffnung des Herausgebers weitgehend vergebens sein, breite Kreise in Polen könnten etwas darüber erfahren, welchen Versöhnungswillen es bei den Vertriebenen gibt. Zu dieser nüchternen Einschätzung kommen Menschen, die nicht – wie der Herausgeber – als Seelersorger gleichsam dazu verpflichtet sind, Trost und Zuversicht zu verbreiten.

Klaus Hildebrandt (KK)

Literaturwissenschaft als Erinnerungsarbeit

András F. Balogh: Studien zur deutschen Literatur Südosteuropas. Klausenburger Universtätsverlag, Klausenburg 2008

Es war immer schon so und ist heute nicht anders: gefangen zwischen Ost und West – ein ungarischer Intellektueller ist geistig der westlichen, seelisch der östlichen Kultur verpflichtet. Englisch, Deutsch, Französisch sind die Fremdsprachen, die er als erstes lernt, doch „anders rinnt“ ihm „die Zeit“, wie der „österreich-ungarische“ Bürger und siebenbürgisch-deutsche Dichter Adolf Meschendörfer einst schrieb. Vielleicht ist er doch etwas schwerfälliger, nachdenklicher, melancholischer?

Über den Lauf der Dinge in Paris und Rom weiß der ungarische Intellektuelle mehr als über die Probleme seiner unmittelbaren Nachbarn und Nachbarländer – ob damit

auch eine Geringschätzung derer einhergeht, die sein Interesse nicht zu wecken vermögen? András F. Balogh geht diesem Phänomen in seiner 2008 erschienenen Essay-Sammlung „Studien zur deutschen Literatur Südosteuropas“ nach und hebt Ausnahmen hervor: Stephan Ludwig Roth, die große siebenbürgisch-sächsische Persönlichkeit aus dem Osten, die aus der ungarischen Kultur nicht mehr wegzudenken ist. Als „symbolische Identifikationsfigur der siebenbürgisch-deutschen Minderheit“ beachteten ihn die ungarischen Intellektuellen Ende des 19. Jahrhunderts kaum, dafür um so mehr Ende des 20. Jahrhunderts, er wurde endlich als der große Pädagoge der Sachsen in der „Geschichte Ungarns“ gewürdigt.

Balogh interessieren die dramatischen Wendepunkte in der Geschichte, die Umwälzungen, die sie in der Literaturforschung hervorriefen; er beschreibt die Exil- und Fremderfahrungen in multiethnischen Gebieten, wie sie sich in den jeweiligen „Regionalliteraturen“ spiegeln; er geht der Erinnerung und Gedächtnisbildung nach und beklagt unterlassene Vergangenheitsbewältigung – Themen, die nicht nur den Literaturwissenschaftler heute umtreiben, sondern auch Journalisten Recherchestoff liefern. Eine empfehlenswerte Lektüre für jeden, der den akademischen Duktus mag.

Ingeborg Szöllösi (KK)

„Alternative Historie“, ein polnischer Denksport

Deutsches Polen-Institut (Hrsg.): Jahrbuch Polen 2011 / Kultur. Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2011, 235 S., 11,80 Euro (Abo 9 Euro). Bestellung: verlag@harrassowitz.de oder kaluza@dpi-da.de

Die aktuelle Ausgabe des „Jahrbuchs Polen 2011 / Kultur“ bietet einen Einblick in die kulturelle Entwicklung Polens nach 1989. So

charakterisiert Anna Nasilowska in ihrem Essay die Haltung nicht nur der Juristen und Ökonomen, die die Politik im freien Polen bestimmen, sondern auch der Vertreter aus dem Wissenschafts-, Kultur- und Medienbereich, die auf eine Kürzung staatlicher Ausgaben für Kultur gedrängt haben, deren Konsequenzen überall sichtbar sind. Przemyslaw Czaplinski beschäftigt sich mit dem Einfluß der Geschichte auf die polnische Gegenwartskultur. Er macht deutlich, wie vor allem die Kultur (Literatur, Film, Comic und Musik) die vorherrschende Geschichtsbetrachtung („Geschichtspolitik“) in Polen nach 1989 reflektiert. Auf eine spannende Entwicklung in der polnischen Literatur weist Pawel Dunin-Wasowicz hin, der in die Szene der „alternativen Historie“ einführt (Was wäre gewesen, wenn ...). Dabei betreffen die meisten Werke die Schlüsselereignisse des 20. Jahrhunderts, darunter ganz besonders den Zweiten Weltkrieg.

Nawojka Cieslinska berichtet über die polnische Kunstszene in Berlin, Anna Weronika Brzezinska über polnische Volkskultur und Olaf Kühl über die Karriere von Dorota Maslowska; der Soziologe Tomasz Szlendak präsentiert den Typus des polnischen (Pop-)Kulturkonsumenten. Stefanie Peter und Philipp Goll porträtieren in ihrem Beitrag das Milieu um die linke Monatsschrift „Krytyka Polityczna“ und stellen dabei den mit dem Magazin verbundenen Künstler Artur Zmijewski vor. Interviews mit dem Komponisten Pawel Mykietyn und dem Maler Wilhelm Sasnal beweisen, dass die Auseinandersetzung mit der eigenen Kultur, dem Heimatland und seiner Geschichte für polnische Künstler von aktueller Bedeutung ist.

Im Literaturteil des Jahrbuchs 2011 finden sich Prosawerke von Lukasz Orbitowski, Albrecht Lempp, Stefan Chwin / Krystyna Lars, Wieslaw Mysliwski und Piotr Pazinski, dazu ein Auszug aus einem Theaterstück von Dorota Maslowska und Gedichte von Artur Szlosarek. Die Chronik „Mein Jahr“ hat Olga Tokarczuk geschrieben. (KK)

Literatur und Kunst

Heimat, eine Frage

Das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen und das Donauschwäbische Zentralmuseum Ulm stellen sie und stellen sich ihr



grenzenlosen – Himmel von der Weichselniederung über das Ermland bis nach Königsberg. Vier Filmemacher und eine Filmemacherin aus Polen, dem russischen Kaliningrad und Deutschland haben dazu ihre Kamera laufen lassen“, erläutert Monika Drach ihr Projekt.

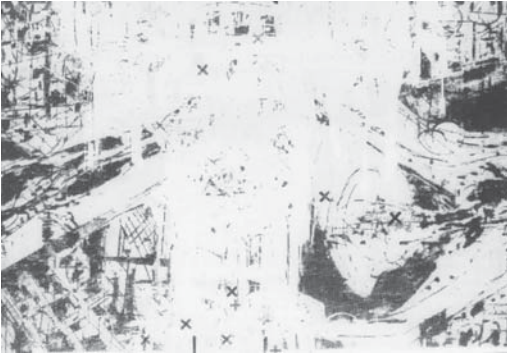
An der Wand oberhalb der Video-Präsentationen findet man das Zitat des Königsberger Philosophen Immanuel Kant aus seiner „Kritik der praktischen Vernunft“ von 1788: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.“ Auf der Internetseite „www.grenzenloser-himmel.de“ können während der Ausstellung die Entwicklung

Surrealistisch muten die Monitore in dem zitatgeschmückten Stuck-Ambiente an, doch auch die realistischen Bilder darauf sind nicht, was man gemeinhin Heimatkunst nennt

Bilder: Kulturzentrum Ostpreußen

Was ist Heimat für Sie? fragt die Künstlerin und Sozialwissenschaftlerin Monika Drach Menschen, die heute in verschiedenen Teilen der historischen Region Ostpreußen leben. Die Antworten der Polen, Litauer und Russen werden im Rahmen eines transnationalen Projekts und einer Rauminstallation im Kulturzentrum Ostpreußen unter dem Titel „Grenzenloser Himmel über mir...“ vorgestellt (noch bis zum 24. Juli 2011). „Eine Videoinstallation läßt Wolken ziehen am besonders ausdrucksstarken –





Gert Fabritius: *Großes Finale*
Bilder (auch Titel und S. 3) aus der Ausstellung

der fotografischen Heimat-Serien der Beteiligten sowie der Veränderungsprozeß der Installation im Kulturzentrum Ostpreußen im fränkischen Ellingen verfolgt werden.

Einen anderen künstlerischen Zugang zum Thema „Heimat“ präsentiert die Ausstellung „Mythos Heimat – Heimat im Mythos“ von Gert Fabritius im Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm. Sie zeigt Holzschnitte,

Zeichnungen und Gemälde. Der aus einer siebenbürgischen Familie stammende Holzschneider und Maler (geboren 1940) ist fest in der europäischen Kunstlandschaft etabliert. Seine Aussiedlung 1977 bedingte einen biographischen Bruch. Seitdem lebt und arbeitet er im Südwesten Deutschlands.

Die Heimat-Problematik nimmt in Fabritius' Arbeiten weiten Raum ein, da für ihn Künstler und Mensch, schöpferisches und persönliches Leben nicht zu trennen sind. Er verbindet mit „Heimat“ weniger die geographische Verortung als die Beheimatung in Kultur und Sprache, genauer die Verwurzelung in den humanistischen Kulturtraditionen des „alten Kontinents“ Europa. Der Humanismus überdauere die Zeit und überdache den Raum „wie der Mythos auch“, meint der Künstler. So nehme der Mythos auch seine gekappten siebenbürgischen Wurzeln wieder auf, die nun – befreit von aller räumlichen Verankerung – weiter wüchsen. „Im Mythos hat jede noch so ‚intransportable Heimat‘ ihren Platz“, so Gert Fabritius. (KK)

Artistische und historische Transparenz

In Waldkraiburg versucht ein städtisches Glasmuseum, Tadtionslinien des Kunsthandwerks aus Böhmen nachzuzeichnen

In die Gegend von Waldkraiburg zogen viele Sudetendeutsche und Egerländer nach ihrer Ausweisung während oder am Ende des Zweiten Weltkriegs, als es Waldkraiburg noch gar nicht gab. Die jetzt 60 Jahre alte oberbayerische „Stadt im Grünen“ wurde vielen von ihnen zur zweiten Heimat. In Bunkern führten sie – darunter viele Kunsthandwerker – hier in den Gründerjahren das weiter, was sie in ihrer Heimat begonnen hatten. Als Instrumentenbauer zum Beispiel oder als Glasbläser.

Ihre Tradition wurde von klugen, weitsichtigen, aber auch konservativen Kräften auf-

gegriffen. Es entstand ein Museums-Förderverein, der sich um den Erhalt der Handwerkskünste rund ums Glas, das Herstellen, Veredeln und Verarbeiten sorgte.

Bald schon wurden mit Mitteln aus öffentlichen Kassen, Firmenspenden und privaten Leihgaben Initiativen für eine vorzeigbare Sammlung ergriffen. Ungeachtet der angespannten Haushaltslage konnte Waldkraiburgs Erster Bürgermeister Siegfried Klika durchsetzen, daß seine Kommune ein richtiges Glasmuseum innerhalb des Stadtmuseums erhielt. Der erste Bauabschnitt konnte unter Aufgebot aller Kräfte rechtzei-



Haushaltsgegenstände, die eher zum Hofhalten taugen: Die drei Deckelpokale werden bedeutenden Glaskünstlern des 19. Jahrhunderts zugeschrieben, etwa Emanuel Hoffmann oder Karl Pfohl. Die Leonardo da Vinci nachstellende Gravur an dem Fußbecher von Anton Simm (um 1840, u. r.) ist endgültig dem Alltag entrückt

tig zum Abschluß gebracht und mit Dankesreden, schöner Musik und Bekundungen der Unterstützung seitens der Leitung der nicht-staatlichen Museen Bayerns der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Daß es dem Förderverein, wie Altbürgermeister Jochen Fischer verkünden durfte, gelang, die famose Summe von 15 000 Euro zur Fertigstellung der noch anstehenden Arbeiten zur Verfügung zu stellen, verdient Bewunderung und Nachahmung.

Wie funktioniert eine Glashütte? Woraus besteht Glas? Wie wurde Glas veredelt – also graviert, bemalt, geschliffen? Wie und unter welchen Schwierigkeiten arbeiteten böhmische Glasfachschulen und Glasveredelungswerkstätten? Diese Fragen werden dem Besucher des neuen Glasmuseums Waldkraiburg im Haus der Kultur anschaulich mit bildlichen, textlichen und gegenständlichen Beispielen beantwortet.

Ein Rundgang durch den vom Münchner Architekten Erich Hackl entworfenen Raum mit Schaukästen und Vitrinen kann den Besucher eine kleine Stunde beschäftigen. Daß er sich noch ein wenig gedulden muß, bis auch die beiden letzten Drittel des „ganzen“

Glasmuseums fertig sein werden, weiß er. Jetzt kann er sich – dank der geleisteten Neu-Einrichtungsarbeit durch Museumsleiterin Elke Keiper und ihren Mitarbeiterstab – schon einmal vorbereitend klug machen für das, was ihn erwartet: Biedermeier-Glas mit seinen spezifischen Glasverarbeitungstechniken sowie seine Fortführung über Historismus und Jugendstil bis in die 1950er Jahre hinein, in denen es – vielen ist das erst jetzt bekannt geworden – auch in Waldkraiburg noch eine Glashütte gab, die Bläser, Graveure und Maler ins Brot setzte.

Deutlich wird dem Besucher, daß Schönheit leiden muß. Edle Rösser, Paradiesvögel, idyllisch gelegene Bauernhöfe oder auch das heilige Abendmahl nach Leonardo da Vincis berühmtem Gemälde, lauter Motive, die wir auf den Objekten immer wieder antreffen, lassen zunächst an ein gehobenes Kulturmetier denken. Doch die Ausstellungsmacher wollten keine Augenwischerei betreiben und nichts schönfärben. Sie streuen in die Herrlichkeiten all der gezeigten Deckelpokale, Trinkgefäße, Konfektschalen, Vasen und Karaffen da und dort Zeugnisse der „harten“ handwerklichen Wirklichkeit ein.

Dutzende Menschen arbeiteten in einer Glas-schleiferei, etwa in der von Steinschönau in den 1920er Jahren, auf engstem Raum im Schichtbetrieb. Schleifscheiben mußten ausgetauscht und bearbeitet, Ware kontrolliert, gewaschen und verpackt werden. Spezialisten waren für die unterschiedlichen Arbeitsschritte in den industrialisierten Veredelungsbetrieben tätig. Die Nachbildung einer Werkstatt-Situation konnte nach einer Zeichnung von Richard Görtler, Haida 1944, angefertigt werden. Sie zeigt Auguste Splitek an der Gravurmaschine. 1860 geboren, lernte sie bei ihrem Vater Franz Rasche in Arnsdorf das Gravurhandwerk. Mit 18 Jahren machte sie ihren Meister. Danach übernahm sie die väterliche Werkstatt und arbeitete für die Firma Carl Goldberg. Elf Jahre lebte und arbeitete sie in Nimes/Frankreich, bis sie 1904 zurückkehrte. Auguste Splitek wurde 91 Jahre alt.

Ihr Arbeitstisch war wegen des unverzichtbaren Lichteinfalls, wie das üblich war, am Fenster aufgestellt. Als Graveurin mußte sie das Werkstück gegen das Licht halten können, um Feinheiten oder Unebenheiten ihrer Arbeit zu erkennen. Was für Auguste Splitek galt, war bereits Tradition. Im nordböh-mischen Gablonz arbeitete einer der besten Glasgraveure seiner Zeit: Anton Simm (1799 bis 1873). Zu Lebzeiten erzielte er für seine Arbeiten leider nicht die Spitzenpreise wie etwa seine Kollegen in den böhmischen Kur- und Badeorten. Erst nach seinem Tod wurde die überragende Qualität seiner Leistung

Bilder: der Autor



als Glasgraveur erkannt. Gekonnt ist die Kombination von Schliff und Gravur an dem honigfarbenen Fußbecher Anton Simms (um 1840) mit da Vincis „Heiligem Abendmahl“.

Beliebte Gravur-Motive um die Mitte des 19. Jahrhunderts: Reiter mit Pferd, Beduine mit Roß, Wild auf Lichtung. Die im Waldkraigburger Glasmuseum gezeigten drei Deckelpokale, teils rot überfangen, geschliffen und graviert, teils mit Gelbbeize hergestellt, werden bedeutenden Glaskünstlern jener Zeit zugeschrieben, etwa Emanuel Hoffmann oder Karl Pfohl. Solche Gegenstände waren Schaustücke für die Vitrine. Verwendung im Alltag? Eher nicht. Dazu waren sie zu teuer erstanden, als daß man sie, wie vorgesehen, für Konfekt oder Plätzchen genommen hätte.

Einer der bedeutendsten Glasgestalter der 1920er Jahre war Alexander Pfohl (1894–1953). Als besonders begabt erwies sich der junge Pfohl bereits auf der Haidaer Fachschule. Er hatte das Glück, auf die Kunstgewerbeschule nach Wien zu kommen, wo ihn Koloman Moser unterrichtete, einer der großen Jugendstilkünstler. Nach dem Ersten Weltkrieg leitete Pfohl die Entwurfs-Abteilung der schlesischen Josephinenhütte in Schreiberhau. Seine Gläser wurden preisgekrönt. Traditionelles und modernes Design wußte Alexander Pfohl jun. wie kein zweiter seiner Zunft glücklich zu verbinden.

Daß die Kunst des Glasblasens und die in den meisten Fällen damit verbundenen Künste des Bearbeitens und Veredelns von Glas sich noch da und dort erhalten haben – fern der einst berühmten böhmischen, im Waldkraigburger Glasmuseum besonders berücksichtigten Orte Haida und Steinschönau –, zeigte man bei der Eröffnung mit der Einladung des Glasbläsermeisters Sigi Franz. Er hat sich seit mehreren Jahren in Burghausens „Grüben“ niedergelassen, wo er im „Glaspunkt“ seine Kreationen erarbeitet, ausstellt und zum Kauf anbietet.

Hans Gärtner (KK)

Bach auf estnisch, deutsch und russisch

Internationaler Wettbewerb Johann Sebastian Bach im estnischen Rakvere, dem alten Wesenberg

Mit eisigen Winden und Schneefall war das nördliche Estland noch fest in der Hand des Winters in den letzten Märztagen 2011, während derer der Internationale Wettbewerb Johann Sebastian Bach lief. Der Wettbewerb findet seit 2003 alle zwei Jahre statt, sonst in Narva, dieses Jahr im 100 km westlich gelegenen Rakvere, dem alten Wesenberg, auf halbem Weg zur Hauptstadt Tallinn/Reval. Die Ausschreibung und Durchführung erfolgt durch Rahvuskultuuride Keskus (Zentrum der nationalen Kulturen) in Narva unter der Leitung von dessen Präsidentin Olga Müller. Junge Musiker sind aufgerufen, sich mit Werken von Johann Sebastian Bach und weiteren deutschen Komponisten sowie mit Musik aus ihrem Heimatland zu beteiligen. Sprachlich wurde der Wettbewerb nicht in Estnisch, sondern in Russisch durchgeführt.

Zielsetzungen sind u. a. „Die Wiedergeburt des geistigen Erbes der Vergangenheit im gegenwärtigen Leben“, „Die Entwicklung der musikalischen Bildung von Kindern“, „Die Verbreitung der Werke deutscher Komponisten“, „Die Entwicklung der kulturellen Verbindungen zwischen den Völkern Estlands und Deutschlands“. Der Wettbewerb gestaltete sich in drei Altersgruppen (7–9, 10–12 und ab 13 Jahren) in den Fächern Klavier, Streich- und Blasinstrumente sowie Gesang mit jungen Menschen aus Estland, Lettland, Rußland, der Ukraine, der Türkei, Weißrußland und Aserbaidschan. Leider hatten sich in diesem Jahr keine Teilnehmer aus Deutschland eingefunden. Vergeben wurden in der jeweiligen Altersgruppe drei Preise (Geldpreise und Geschenke), außerdem erfolgten weitere Auszeichnungen durch Diplome.

Das Niveau war erfreulich hoch, und so konnten alle Preise vergeben werden. Zahlreiche

Institutionen hatten sich fördernd an dem Wettbewerb beteiligt, der am Mittwochabend in Rakvere mit einem Gottesdienst in einer der ältesten Kirchen Estlands, Kolmainu kirikus (St. Trinitatis-Kirche), eröffnet wurde. Die musikalische Umrahmung war bestens gelungen, durch ein kleines Frauenvokalensemble, einen jugendlichen Männerchor (nicht Knabenchor), etwas, was in Deutschland wohl längst nicht mehr zu finden ist, sowie mit Bachschen Orgelwerken, vorgetragen von jungen Preisträgern. Die Wettbewerbsteilnehmer wurden einzeln aufgerufen und begrüßt. Gemeinsam gesungen wurde der Bachsche Choral „Ich steh an Deiner Krippe hier“, je eine Strophe auf estnisch, deutsch und russisch.

Der nächste Tag brachte den ersten Durchgang aller Gruppen, für die Jury ein Marathon der Bewertungen, der sich am zweiten Tag noch steigerte. Durch das erfreulich hohe Niveau standen nun mit ausgreifenderen Werken auch zeitlich längere Darbietungen an. Jeder Teilnehmer hatte im ersten Durchgang ein Werk von Bach und eines Komponisten nach Wahl zu spielen, beim zweiten Durchgang wiederum Bach und einen anderen deutschen Komponisten (Beethoven, Brahms, Schubert, Schumann oder Mendelssohn) sowie ein Werk eines Komponisten des Herkunftslandes. Man fühlte sich in der zweiten Runde bei den höheren Altersgruppen immer wieder in ein Konzert versetzt, bei einem Zeitrahmen von bis zu 25 Minuten je Teilnehmer.

Auch die Streicher und Bläser waren in ihrer ersten Runde auf Bach verpflichtet, in der zweiten Runde waren Stücke von Paganini (Violine) oder J. Chr. Bach und E. Lalo (Cello) zu hören. Der Gesang, im Russischen präzisiert als „Akademischer Gesang“, war



Der unwirtliche Eindruck täuscht, Estland bietet auch deutscher Musik eine gastfreundliche Herberge: Ordensburg Rakvere

Bild: der Autor

mit vier Teilnehmerinnen, alle in der oberen Altersgruppe, besetzt. Es wurde auch ein Preis für die Begleitung ausgelobt, im Russischen wird dafür der Begriff „Konzertmeister“ als deutsches Lehnwort benützt. Des weiteren wurde noch ein Improvisationswettbewerb ausgetragen. Aufgabe war, auf einen Film mit Szenen aus der Bachzeit und Bildern von Bachstätten zu improvisieren, den Bilderwechsel hörbar zu machen und in der Zeit zu bleiben.

Die Teilnehmer waren meist mit ihrem Lehrer, mit einem Begleiter, teils auch mit mehreren Familienmitgliedern angereist, so daß wohl ein Kreis von 120 Personen zusammengekommen war. Dies führte zu zahlreichen menschlichen Begegnungen auch abseits des „Austragungsortes“, der sehr gepflegten und bestens ausgestatteten Musikschule von Rakvere (mit mehreren Estonia-Flügeln). Das Abschlußkonzert mit Preisverleihung fand im Festsaal des ebenfalls sehr gepflegten Gymnasiums statt. Tags darauf

konnten die Preisträger in einem Konzert im gut besuchten Kammermusiksaal der erst vor einigen Jahren eingeweihten Estnischen Musikakademie in Tallinn ihr Können nochmals unter Beweis stellen.

Groß war die Zahl der Teilnehmer aus dem nahe gelegenen St. Petersburg, welche über die Narva kamen, eine der ältesten Grenzen Europas, die heute wieder Außengrenze der EU ist. Es ist die Grenze zwischen der lateinischen und der kyrillischen Schrift und die alte Grenze zwischen abendländischem Christentum und dem russisch-byzantinischen Osten. So wurde auch durch den Wettbewerb wieder deutlich, daß diese alte Grenze in Estlands Norden ein Scharnier der sich zunehmend öffnenden Türe ist, die den Blick in beide Richtungen freigibt, nicht nur durch die ewige Musik von Johann Sebastian Bach. Es gilt hier, jede Möglichkeit anzunehmen, wobei ein Musikwettbewerb eine besondere Gelegenheit bietet, früh mit zukünftigen Eliten in Verbindung zu treten.

Die Tat der Präsidentin vom Rahvuskultuuride Keskus, Olga Müller, die mit schier unglaublicher Initiative aus der kleinen deutschen Minderheit in Narva heraus diesen Wettbewerb ins Leben gerufen und organisiert hat, ist nicht hoch genug einzuschätzen, nicht nur im weiten Sinne der europäischen Idee und abendländischen Kultur, sondern auch in Hinsicht auf die Bedeutung der deutschen Kultur mit ihrer unvergänglichen

Musik. Eine größere Zahl von Förderern haben die Bedeutung erkannt (vgl. Internetseiten des Wettbewerbs). Unbedingt zu wünschen wäre, daß bei der nächsten Ausgabe sich wieder junge Menschen aus den westlichen europäischen Staaten, besonders auch aus Deutschland, diesem niveauvollen Wettstreit stellen, der eine kulturpolitische Tat erster Güte ist.

Helmut Scheunchen (KK)

Steter Tropfen formt den Stein

Auch Goethe schätzte ihn ob seiner Einzigartigkeit:
Karlsbader Sprudelstein

Die Schreibtischgarnituren, Devotionalien, Schmuckkästchen, Broschen und Mineralien in der Vitrine stammen aus dem Karlsbader Museum und Archiv in Wiesbaden. Aufgestellt im Münchner Sudetendeutschen Haus hatte sie der Verband der ehemaligen Karlsbader für den Vortrag des Braunschweiger Physikers Professor em. Ludwig J. Weigert: „Der Karlsbader Sprudelstein“. Am Schluß des mit Bildern angereicherten Referats im Rahmen der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste verriet der Wissenschaftler, warum es ihm der Karlsbader Sprudelstein angetan habe: Weigert ist Karlsbader, und sein Großvater Franz Weigert war dort Steinschneider, stellte also aus dem harten und teilweise bunten Stein Schmuck her, der von den Kurgästen gern gekauft wurde.

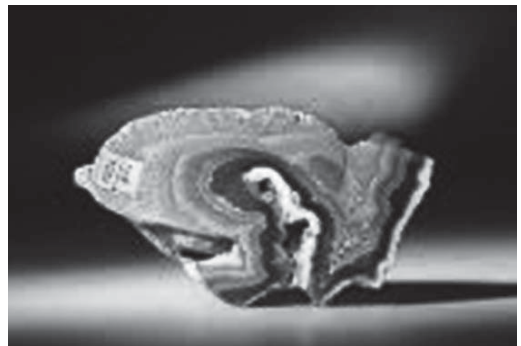
Die Karlsbader Thermen schütten pro Minute bis zu zweitausend Liter heißes und mineralstoffreiches Wasser aus. Beim Austreten des Quellwassers bildet sich überwiegend Aragonit, eine feine Kalkablagerung. Dies ist der Sprudelstein, dessen genaue chemische Zusammensetzung bis heute nicht ganz erforscht ist.

Spätestens im siebzehnten Jahrhundert be-

gann man den Sprudelstein zu verarbeiten, bekannt ist der Steinschneider und „fanatische“ Mineraliensammler Joseph Müller. Er gewann das Interesse von Johann Wolfgang Goethe, der wiederholt in Karlsbad war und sich noch bis wenige Wochen vor seinem Tode mit dem in der ganzen Welt einzigartigen Sprudelstein beschäftigte. In einer von Weigert im Prager Kloster Strahow eingesehenen Schrift aus dem Jahre 1776 beschreibt Müller 109 verschiedene Gesteinsarten. Goethe, der mit Müller in und um Karlsbad viel gewandert war, verfaßte 1807 die Schrift „Sammlung zur Kenntnis der Gebir-

Lebhaft erstarrte Phantasie

Bilder (auch S. 16):
Egerland-Museum Marktredwitz



ge rund um Karlsbad“, in der er rund hundert Gesteinsarten vorstellte. Im Jahre 1982 wurde das Heft vom Museum in Wiesbaden neu aufgelegt.

Nach Müllers Tod pflegte Goethe engen Kontakt mit dem Mineralienhändler David Knoll, der sich 1820 an „Seine Excellenz“ wandte mit der Bitte, ihm bei der Ordnung der Gesteine zu helfen. Sieben Briefe schrieb Goethe an Knoll, die bis auf drei erhalten sind.

Im Fluchtgepäck kamen 1945 Sprudelsteine

in den Westen. Viele aber hatten sich dort erhalten, wo sie als Erinnerungsstücke an einen Kuraufenthalt mitgenommen oder als Geschenke vermacht worden waren. Mit dem Zweiten Weltkrieg erlosch die meist in Heimarbeit betriebene Steinschleiferei. Das Egerland-Museum Marktredwitz zeigt eine Dauerausstellung, in Aussig ist ein Museum geplant, in dem auch Sprudelsteinerzeugnisse gezeigt werden sollen.

Norbert Matern (KK)

Besessen, vor allem von sich selbst

Das Westpreußische Landesmuseum zeigt Klaus Kinski in oft beklemmend faszinierenden Fotografien von Beat Presser

Die Vernissage-Besucher hatten die seltene Gelegenheit, vom Fotografen Beat Presser durch die Kinski-Ausstellung in den Räumlichkeiten des Westpreußischen Landesmuseums zu Münster-Wolbeck geführt zu werden.

Der gebürtige Basler Künstler erzählte, daß er Klaus Kinski im Jahre 1977 in Paris kennengelernt und ihn über einen längeren Zeitraum fotografisch begleitet hat. Presser war u. a. Standfotograf bei den Dreharbeiten zu Werner Herzogs Filmen „Fitzcarraldo“ und „Cobra Verde“. Gerne erinnert sich der Künstler an die Jahre, die er mit dem schon zu Lebzeiten heftig umstrittenen „Film-Wüterich“ verbracht und in denen er auch neue, weniger bekannte Gesichter des Schauspielers in Bildern eingefangen hat. In der Ausstellung zeigt er u. a. ausgewählte Bilder vom Set.

Wie Dr. Lothar Hyss, Direktor des Westpreußischen Landesmuseums, und der Ausstellungskurator Dr. Martin Steinkühler betonten, will man mit der Kinski-Schau die Tradition von Präsentationen im Drostenhof fortführen, die das Leben berühmter Per-

sönlichkeiten aus dieser Herkunftsregion beleuchten. Der Schriftsteller, Grafiker und Bildhauer Günter Grass, der Astronom Nicolaus Copernicus und der Fotograf Alfred Eisenstaedt werden im Mittelpunkt zukünftiger Projekte stehen.

Anhand von 70 mittelgroßen und großformatigen Schwarzweiß- und Farbaufnahmen ist es Presser gelungen, in der Schau verschiedene Facetten des berühmt-berüchtigten Schauspielers zu präsentieren. Kinski ist sowohl leidenschaftlich agierend zu sehen als auch kühl und distanziert wirkend wahrzunehmen. Bald gibt er sich exzentrisch und rebellisch, bald genial und verrückt. Die Aufnahmen zeigen den wandlungsfähigen Schauspieler auf dem Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens. Presser hat als Set-Fotograf viele Aspekte der „Gefühls- und Seelenlandschaften“ des Schauspielers miterlebt und auch mit der Kamera festgehalten, darunter Tobsuchtsanfälle und Streitereien mit Regisseur Werner Herzog.

Klaus Kinski gilt als einer der prägendsten Schauspieler und eine der polarisierendsten Gestalten des öffentlichen Lebens der



Wer eigentlich ist die Diva, Klaus Kinski oder Claudia Cardinale?

Bild aus der Ausstellung

sechziger bis achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts.

Nikolaus Karl Günther Nakszynski wurde im Oktober 1926 in Zoppot als Sohn eines Apothekers und einer Krankenschwester geboren. Der mondäne Badeort, das heutige Sopot, an der Ostsee war Teil des nach dem Ersten Weltkrieg geschaffenen Miniaturstaates Freie Stadt Danzig, der vormals langjährigen Hauptstadt Westpreußens. Kinski verstarb 1991 in Kalifornien im Alter von 65 Jahren. Das Westpreußische Landesmuseum erinnert mit der aktuellen Sonderausstellung auch an das 20. Todesjahr des Ausnahmeschauspielers.

Die Fotografien sind so gruppiert, daß sie der Betrachter mit etwas Phantasie zu eigenen Geschichten verknüpfen kann. Die Anordnung entstand eigentlich in Pressers Computer, mit dessen Unterstützung er seine Werke in den vorher abgelichteten virtu-

ellen Räumen des Museums so plazierte, daß sie die größtmögliche Wirkung entfalten. Neben den Fotografien sind auch Kinskis Originalkostüme zu sehen, darunter der weiße Leinenanzug aus „Fitzcarraldo“ und die Uniform aus „Cobra Verde“.

Bei der Vernissage der Kinski-Schau war auch die Grafikerin Vera Pechel dabei, die das markante Ausstellungsplakat und den umfangreichen Katalog mit allen Fotografien aus der Schau und zahlreichen Hintergrundinformationen gestaltet hat. Die Publikation kann im Museum erworben werden.

Am 21. Juli und am 8. September finden im Westpreußischen Landesmuseum zu Münster-Wolbeck ein Vortrag und eine Diashow unter dem Motto „Fotografie im Ausnahmezustand“ mit dem Fotografen Beat Presser statt. Die Kinski-Ausstellung ist bis zum 3. Oktober zu besichtigen.

Dieter Göllner (KK)

Georg Dehio-Kulturpreis

Die siebenköpfige Jury unter dem Vorsitz von Dr. Beate Störtkuhl sprach den Hauptpreis dem Theologen und Wissenschaftler Dr. D. Christoph Klein zu, einem „bedeutenden und wirkungsmächtigen Vertreter der seit mehr als 850 Jahren im Karpatenraum siedelnden Deutschen, welche die Geschichte, das geistige Leben und die Kulturlandschaft dort entscheidend geprägt haben“, wie es in der Begründung der Jury heißt. Der Ehrenpreis geht an Jan (Harald) Janca, für seine Erforschung der Orgellandschaft Danzigs sowie des historischen Ost- und Westpreußen.

Der Georg Dehio-Kulturpreis wird in diesem Herbst zum fünften Mal verliehen. Mit dieser von dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien dotierten Auszeichnung ehrt das Deutsche Kulturforum östliches Europa Persönlichkeiten und Initiativen, die sich in vorbildlicher Weise mit den Traditionen und Interferenzen deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa bewahrend, zukunftsorientiert und im partnerschaftlichen Dialog mit den Nachbarn auseinandersetzen. Der Georg Dehio-Kulturpreis ist aufgeteilt in einen mit 7000 Euro dotierten Hauptpreis und einen mit 3000 Euro dotierten Ehrenpreis. (KK)

Europäischer Karlspreis

Bernd Posselt, Europaabgeordneter und Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe, wird beim 62. Sudetendeutschen Tag in Augsburg den Europäischen Karlspreis 2011 der Sudetendeutschen Landsmannschaft an den ehemaligen Staatspräsidenten der Slowakischen Republik, Rudolf Schuster, verleihen. „Rudolf Schuster hat sich immer für die Versöhnung der Völker und Volksgruppen in Mitteleuropa eingesetzt und wurde deshalb als Karpatendeutscher vom slowakischen Volk zum Staatspräsidenten gewählt.“, so Sprecher Bernd Posselt in seiner Begründung.

Die feierliche Preisverleihung wird im Rahmen der Eröffnungsveranstaltung des Sudetendeutschen Tages am Pfingstsonntag, dem 11. Juni, 10.30 Uhr, in Augsburg, Messezentrum (Schwabenhalle) in Anwesenheit von Vertretern aus Politik und Gesellschaft sowie mehr als 1000 sudetendeutschen Landsleuten stattfinden.

Der Europäische Karlspreis wurde von der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Erinnerung an Karl IV., Römischer Kaiser, Deutscher König und König von Böhmen, den „Ordner“ Mitteleuropas, gestiftet. (KK)

KK-Notizbuch

Die Internationale Kunstakademie Heimbach/Eifel bietet vom 4. bis zum 8. Juli einen Meisterkurs für **Holzschnitt** mit der Künstlerin Marie-Luise **Salden**, die auch am 23. und 24. Juli einen Workshop im Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg bestreitet.

Im Foyer der Berliner Philharmonie ist bis

zum 23. Juni eine Ausstellung mit Aspekten aus dem Gesamtwerk von Alexander **Camaro** zu sehen.

Bis zum 5. Juni präsentiert Peter **Jacobi** im Kunstverein Pforzheim seine Ausstellung „Skulpturales Sehen“.

Bis zum 31. Juli zeigt Susanne **Schunn** im Siebenbürgischen Museum Gundelsheim

Gemälde und Zeichnungen.

Am 1. Juni, 20 Uhr, präsentiert die Berliner Akademie der Künste den neuen Archivbestand Eugen **Spiro**, den ihr sein Sohn Peter Spiro als Teilnachlaß übereignet hat. Am 6. Juni, 19 Uhr, stellt Peter Spiro im Kölner Lew Kopelew Forum sein Buch „Nur uns gibt es nicht wieder. Erinnerungen an

meinen Vater Eugen Spiro“ vor.

Richard von **Weizsäcker** hat in einer Feierstunde in der Aula Leopoldina der Universität Breslau den Ehrentitel Wroclawer Fritz-Stern-Professur erhalten.

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. (KK)

www.ostdeutscher-kulturrat.de

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der **Kulturpolitischen Korrespondenz** am Herzen liegt, so geben Sie sie bitte auch an Bekannte und Freunde weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist dankbar für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe, ostdeutsches kulturelles Erbe bewußt und europäischen kulturellen Austausch lebendig zu erhalten.

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung. Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße

PLZ/Ort

Unterschrift

**Stiftung Deutsche Kultur im östlichen
Europa – OKR
Kaiserstraße 113
53113 Bonn**

Telefon 02 28 / 2 89 33 12
Telefax 02 28 / 2 89 33 14
E-Mail georgaescht@arcor.de